Malin Persson Giolito
Im Traum kannst du nicht lügen

Titel auch als Hörbuch erhältlich

MALIN PERSSON GIOLITO

IM TRAUM KANNST DU NICHT LÜGEN

ROMAN

Übersetzung aus dem Schwedischen von
Thorsten Alms

Lübbe

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C019821
FSC
www.fsc.org

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen

Titel der schwedischen Originalausgabe:
»Störst av allt«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2016 by Malin Persson Giolito
Published by arrangement with Ahlander Agency

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Anja Lademacher, Bonn
Umschlaggestaltung: Manuela Städele-Monverde
Einband-/Umschlagmotiv: Design: © Miroslav Sokcic |
Foto: © Fotolia, Adobe Stock
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Goudy Oldstyle STD
Druck und Einband: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany
ISBN 978-3-431-03993-1

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter: www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe.
Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Der Klassenraum

Neben der Tischreihe links liegt Dennis, der wie immer irgendein Werbe-T-Shirt, Discounter-Jeans und Turnschuhe mit offenen Schnürsenkeln trägt. Dennis kommt aus Uganda. Er behauptet, dass er siebzehn ist, aber er sieht aus wie ein fetter Fünfundzwanzigjähriger. Er besucht den technischen Zweig des Gymnasiums und wohnt in Sollentuna in einer Einrichtung für solche Leute wie ihn. Neben ihm ist Samir gelandet. Samir und ich gehen in dieselbe Klasse, weil es ihm gelungen ist, in das Spezialprogramm der Schule für internationale Wirtschaft und Gesellschaftswissenschaften aufgenommen zu werden.

Am Lehrertisch liegt Christer, Klassenlehrer und selbsternannter Weltverbesserer. Sein Becher liegt auf dem Schreibtisch, und Kaffee tropft auf seine Hose. Weniger als zwei Meter davon entfernt lehnt Amanda mit dem Rücken am Heizkörper unter dem Fenster. Vor ein paar Minuten noch war sie nichts als Kaschmir, Weißgold und Sandalen. Die Diamantohrringe, ein Geschenk ihrer Eltern zur Konfirmation, glänzen in der Frühjahrssonne. Man könnte meinen, dass sie mit Dreck beschmiert ist. Ich sitze mitten im Klassenraum auf dem Boden. In meinem Schoß liegt Sebastian, der Sohn des reichsten Mannes von Schweden, Claes Fagerman.

Die Personen in diesem Raum passen nicht zusammen. Solche wie wir begegnen einander normalerweise nicht. Viel-

leicht auf einem U-Bahnsteig, wenn die Taxifahrer streiken, oder in einem Speisewagen, aber nicht in einem Klassenraum.

Es riecht nach faulen Eiern. Die Luft ist grau und verschwommen vom Pulverrauch. Außer mir sind alle von Kugeln durchsiebt. Und ich habe noch nicht einmal einen blauen Fleck.

Hauptverhandlung in der Sache B 147 66
Der Staat u. a. gegen Maria Norberg

Erste Verhandlungswoche, Montag

1.

Als ich das erste Mal einen Gerichtssaal von innen sah, war ich enttäuscht. Wir waren auf Exkursion mit der Klasse, und klar, ich wusste, dass Richter keine alten Knacker mit Lockenperücke und rotem Umhang waren und der Angeklagte kein Verrückter im Streifenanzug mit Schaum vor dem Mund und Ketten an den Füßen, aber trotzdem. Die Räumlichkeiten wirkten wie eine Mischung aus Krankenhaus und Konferenzzentrum. Wir fuhren in einem Reisebus dorthin, in dem es nach Kaugummi und Schweißfüßen roch. Der Angeklagte hatte Schuppen und Bügelfalten, und ihm wurde Steuerbetrug vorgeworfen. Abgesehen von unserer Klasse (und Christer natürlich) waren nur vier weitere Personen auf den Zuschauerplätzen. Es gab dort so wenige Plätze, dass Christer einen zusätzlichen Stuhl aus dem Flur holen musste, damit er sitzen konnte.

Heute ist das anders. Wir befinden uns in Schwedens größtem Gerichtssaal. Hier sitzen die Richter auf dunklen Mahagonistühlen mit hohen, samtbezogenen Rückenlehnen. Die Lehne des mittleren Stuhls ist höher als die der anderen. Es ist der Platz des Chefrichters, der Vorsitzender genannt wird. Vor ihm auf dem Tisch liegt ein Holzhammer mit lederbezogenem Griff. An jedem Platz schauen kleine Mikrofone aus dem Tisch. Die Wandverkleidung scheint aus Eiche zu sein und mehrere Hundert Jahre alt, also alt im positiven

Sinn. Auf dem Boden zwischen den Sitzplätzen liegt ein dunkelroter Teppich.

Publikum ist nicht so mein Ding. Ich wollte nie die Lucia spielen oder an einem Talentwettbewerb teilnehmen. Aber dieser Saal ist voll besetzt. Und alle sind nur wegen mir hier, ich bin die Hauptattraktion.

Neben mir sitzen meine Anwälte aus der Kanzlei Sander & Laestadius. Ich weiß, Sander & Laestadius klingt wie der Name eines Antiquariats, in dem zwei verschwitzte Schwule in Seidenkimonos und Monokeln mit Petroleumlampen durch die Regale huschen und verschimmelte Bücher und ausgestopfte Tiere abstauben, aber in Wirklichkeit ist es Schwedens renommierteste Anwaltskanzlei, die sich auf Strafverteidigung spezialisiert hat. Normale Verbrecher haben einen einsamen, müden Pflichtverteidiger, mein Pflichtverteidiger dagegen wird von einem ganzen Stab aufgeregter Wannabes begleitet, die bis tief in die Nacht in einem superschicken Büro an der Skeppsbron arbeiten. Jeder von ihnen hat mindestens zwei Handys, und bis auf Sander selbst glauben sie alle, sie würden in einer amerikanischen Fernsehserie mitspielen, in der man chinesisches Essen aus Pappkartons schaufelt, weil man so wichtig und so beschäftigt ist. Keiner der insgesamt zweiundzwanzig Angestellten bei Sander & Laestadius heißt Laestadius. Derjenige, der so hieß, ist gestorben, wahrscheinlich an einem Herzinfarkt, weil er so wichtig und beschäftigt war.

Drei meiner Anwälte sind heute hier: Peder Sander, der Starjurist, und zwei seiner Mitarbeiter. Die jüngste von ihnen ist eine Tussi mit hässlichem Haarschnitt und einem leeren Loch in der Nase. Wahrscheinlich hat Sander ihr verboten, einen Ring in der Nase zu tragen (»dieses Altmetall kommt sofort weg«). Ich nenne sie Ferdinand. Ferdinand hält »liberal« für ein Schimpfwort und Atomenergie für lebensgefähr-

lich. Sie trägt eine schreckliche Brille, mit der sie zeigen will, dass sie die Geschlechterordnung durchschaut hat, und sie verabscheut mich, weil sie glaubt, dass ich schuld am Kapitalismus bin. Bei unseren ersten Begegnungen hat sie mich behandelt, als wäre ich eine durchgeknallte Modebloggerin mit einer ungesicherten Handgranate in einem Flugzeug. *Natürlich, natürlich!*, sagte sie und wagte mich nicht anzuschauen, *natürlich, natürlich! Mach dir keine Sorgen, wir sind hier, um dir zu helfen*. Als hätte ich gedroht, alle in die Luft zu sprengen, wenn ich nicht sofort meinen biologisch-dynamischen Tomatensaft ohne Eiswürfel bekomme.

Der andere juristische Wasserträger ist ein Typ um die vierzig mit Bierbauch, Pfannkuchengesicht und einem Lächeln, das sagt: »Ich habe Filme zu Hause, ich bewahre sie in alphabetischer Ordnung in einem abgeschlossenen Schrank auf.« Pfannkuchen hat kurz geschorene Haare. Papa sagt immer, dass man sich auf Leute ohne Frisur auf keinen Fall verlassen kann, aber das hat er sich bestimmt nicht selbst ausgedacht, sondern aus einem Film geklaut. Mein Vater hat eine Schwäche für One-liner.

Als ich Pfannkuchen das erste Mal begegnete, landete sein Blick direkt unter meinem Schlüsselbein, er konnte seine dicke Zunge kaum im Mund halten und zischelte hingerissen: *Mädchen, Mädchen, wie soll das gehen, du siehst viel älter aus als siebzehn*. Wenn Sander nicht dabei gewesen wäre, hätte er bestimmt gekeucht. Oder gegeifert. Sein Speichel wäre von seinen Lippen auf die stramme Weste getropft. Ich hatte keine Lust, ihn darauf hinzuweisen, dass ich schon achtzehn war.

Heute sitzt Pfannkuchen an meiner linken Seite. Er hat seine Aktentasche und einen Rollkoffer voller Ordner und Akten mitgebracht. Den Rollkoffer hat er geleert, und die

Aktenordner stehen jetzt vor ihm auf dem Tisch. Das Einzige, was er nicht ausgepackt hat, sind ein Buch (*Make Your Case – Winning is the Only Option*) und eine Zahnbürste, die aus einem der kleinen Fächer hervorschaut. Hinter mir, in der ersten Zuschauerreihe, sitzen Mama und Papa.

Als ich damals vor zwei Jahren auf dieser Exkursion war, hatte unsere Klasse den Stoff vorher durchgenommen, damit wir »den Ernst der Sache« verstanden und »den Erklärungen folgen konnten«. Ich glaube nicht, dass es geholfen hat. Aber wir hätten uns gut benommen, sagte Christer, als wir uns auf den Heimweg machten. Er hatte befürchtet, dass wir vielleicht zu kichern beginnen oder unsere Smartphones herausholen würden. Dass wir anfangen würden, Spiele zu spielen, oder mit dem Kinn auf der Brust einschliefen wie gelangweilte Reichstagsabgeordnete.

Ich erinnere mich an Christers todernste Stimme, als er erklärte (»Hallo, jetzt hört mal zu!«), dass man sich über Gerichtsverfahren nicht lustig mache, immerhin stehe das Wohl und Wehe des Menschen auf dem Spiel. Man sei so lange unschuldig, bis das Gericht verkündet habe, dass man schuldig sei. Das hatte er immer wieder gesagt. Samir lehnte sich zurück, als Christer sprach, wippte ein bisschen auf dem Stuhl und nickte auf diese Art, die der Grund dafür war, dass alle Lehrer ihn liebten. Ein Nicken, das sagte: Ich verstehe vollkommen, wir sind auf derselben Wellenlänge, ich habe dem nichts hinzuzufügen, weil alles, was du sagst, schon so klug ist.

Man ist unschuldig, bis das Gericht sagt, dass man schuldig ist. Was für eine seltsame Behauptung. Entweder ist man die ganze Zeit unschuldig, oder man hat es getan. Das Gericht soll doch herausfinden, wie es war, und nicht irgendetwas zur Wahrheit erklären. Dass die Polizei und die Staatsanwältin

und die Richter nicht dabei waren und nicht genau wissen, wer was getan hat, bedeutet doch nicht, dass das Gericht sich im Nachhinein etwas ausdenken kann.

Das hatte ich damals auch zu Christer gesagt. Dass sich die Gerichte ständig irren. Dass Vergewaltiger immer wieder freigesprochen werden. Dass es überhaupt keinen Sinn hat, einen sexuellen Übergriff anzuzeigen. Denn selbst wenn die Frau von einem halben Flüchtlingslager vergewaltigt und ihr eine ganze Kiste Pfandflaschen zwischen die Beine geschoben wurde, glauben sie ihr nie. Aber das bedeutet nicht, dass es niemals passiert ist und der Vergewaltiger nicht getan hat, was er getan hat.

»So einfach ist das nicht«, sagte Christer.

Eine typische Lehrerantwort: »Sehr gute Frage …«, »ich weiß, was du meinst …«, »es ist nicht alles schwarz-weiß …«, »so einfach ist das nicht …«. All diese Antworten bedeuten nur das eine: Sie haben keine Ahnung, wovon sie reden.

Okay, Schwamm drüber. Aber wenn es schwierig ist herauszufinden, was richtig ist und wer lügt, wenn man es nicht sicher weiß, was macht man dann?

Irgendwo habe ich mal gelesen, dass »die Wahrheit das ist, woran man sich entscheidet zu glauben«. Das klingt womöglich noch bescheuerter. Man kann selbst bestimmen, was die Wahrheit ist und was nicht? Dass dieselben Dinge wahr oder falsch sein können, je nachdem, wen du fragst? Und wenn wir jemandem vertrauen, dann können wir sagen, ja, so ist es, dann können wir »entscheiden, dass es wahr ist«? Wie kann man überhaupt auf eine derart idiotische Idee kommen? Wenn mir jemand sagen würde, dass er »sich entscheidet, mir zu glauben«, dann wäre mir sofort klar, dass er im Grunde alles für erstunken und erlogen hält, aber mir zuliebe das Gegenteil behauptet.

Meinem Anwalt Sander scheint das alles ziemlich egal zu

sein. »Ich bin auf deiner Seite«, sagt er nur, und sein Gesicht sieht aus wie ein Thumbnail. Sander ist nicht so der aufgeregte Typ. Bei ihm ist alles entspannt und kontrolliert. Keine Wutanfälle. Keine Gefühle. Kein lautes Lachen. Wahrscheinlich hat er noch nicht einmal bei seiner Geburt geschrien.

Sander ist das Gegenteil von meinem Vater. Papa ist alles andere als der »coole Typ« (seine eigenen Worte), der er gerne wäre. Er knirscht mit den Zähnen, wenn er schläft, und steht auf, wenn er Länderspiele im Fernsehen schaut. Mein Vater wird wütend, regt sich über pedantische Kommunalbeamte auf, über den Nachbarn, der zum vierten Mal in derselben Woche im Parkverbot steht, über unbegreifliche Stromrechnungen oder Telefonverkäufer. Über den Computer, über Opa, den Grill, die Mücken, Schnee auf Bürgersteigen, über Deutsche, die am Skilift anstehen und über französische Kellner. Alles regt ihn auf, lässt ihn brüllen und schreien. Er knallt mit Türen und schickt Leute zum Teufel. Bei Sander dagegen ist das deutlichste Anzeichen dafür, dass er fuchsteufelswild ist, wütend bis an die Grenze des Wahnsinns, dass er die Stirn runzelt und mit der Zunge schnalzt. Dann verfallen alle seine Kollegen in Panik und beginnen zu stottern und nach Papieren und Büchern zu suchen, mit denen sie hoffen, ihn besänftigen zu können. Ein bisschen so, wie Mama es mit Papa macht, wenn er irgendwann nicht aufgebracht, sondern ganz still und ruhig ist.

Auf mich ist Sander nie wütend gewesen. Er hat sich nie über irgendetwas aufgeregt, das ich gesagt habe, oder ist sauer gewesen, weil ich etwas nicht gesagt habe, oder weil ich gelogen habe, und er hat es bemerkt.

»Ich bin auf deiner Seite, Maja.« Manchmal klingt er müder als sonst, aber das ist alles. Über »die Wahrheit« unterhalten wir uns nicht.

Im Großen und Ganzen finde ich es gut, dass Sander sich

nur um das kümmert, was die Polizei und die Staatsanwältin bewiesen haben. Ich muss mir keine Gedanken darüber machen, ob er seinen Job wirklich gut erledigen will oder ob er nur so tut. Es ist, als hätte er alle Toten und alle Schuld und alle Angst eingesammelt und sie in Zahlen verwandelt, und wenn die Gleichungen nicht aufgehen, dann gewinnt er.

Vielleicht ist das der richtige Weg. Eins plus eins kann nicht drei sein. Nächste Frage, danke.

Aber mir hilft das natürlich nicht. Denn entweder ist etwas passiert, oder es ist nicht passiert. So ist es eben. Dieses ganze Drumherum-Geeiere ist etwas für Philosophen und (ganz offensichtlich) für den einen oder anderen Juristen. Konstruktionen. »So einfach ist das nicht.«

Aber Christer – ich kann mich genau daran erinnern, wie eindringlich er vor unserem Besuch bei Gericht auf uns eingeredet hatte, wie er alles versucht hatte, um uns zum Zuhören zu bewegen. *Man ist so lange unschuldig, bis einen das Gericht für schuldig erklärt hat*. Er schrieb es an die Tafel: *Grundlegendes Rechtsprinzip*. (Samir nickte.) Christer bat uns mitzuschreiben. Es abzuschreiben. (Samir schrieb mit. Obwohl er es kaum nötig hatte.)

Christer liebte alles, was kurz genug war, um es auswendig zu lernen und zu einer Frage umformulieren zu können. Die richtige Antwort gab zwei Punkte in der Arbeit, die wir zwei Wochen später schrieben. Warum nicht einen Punkt? Weil Christer fand, dass es Graubereiche beim Abfragen des Lernstoffs gab, dass man auch fast recht haben konnte. *Eins plus eins ergibt zwar nicht drei, aber ich gebe dir die halbe Punktzahl, weil du mit einer Ziffer geantwortet hast.*

Es ist also gut zwei Jahre her, dass wir mit Christer diese Exkursion ins Gericht gemacht haben. Sebastian war noch nicht dabei, er kam erst im letzten Schuljahr in unsere Klasse,

weil er wiederholen musste. Ich hatte mich in der Schule immer wohl gefühlt, mit meinen Klassenkameraden und den Lehrern, die in unterschiedlichen Versionen seit der Mittelstufe an uns vorübergezogen waren: Jonas, der Chemielehrer, der zu leise sprach, sich an keinen einzigen Namen erinnerte und mit dem Rucksack vor dem Bauch auf den Bus wartete. Die Französischlehrerin Marie-Louise mit der Brille und der Pusteblumenfrisur. Sie lutschte ständig auf dem kläglichen Rest einer schwarzen Halspastille herum, bis ihr Mund so klein wurde wie eine Walderdbeere. Sport-Frigga sah mit ihrem praktischen Kurzhaarschnitt aus wie ein frisch lackiertes Schiffsdeck mit unklarer sexueller Identität, die Pfeife um den Hals, glatt rasierte, runde Waden und eingehüllt in den Geruch von Synthetiksocken und dem Schweiß anderer Leute. Die zerstreute Malin, unsere blondierte Mathelehrerin, immer unzufrieden und verspätet, zwei Tage in der Woche krankgeschrieben und mit einem Profilbild bei Facebook, dass sie zwanzig Kilo leichter und im Triangel-Bikini zeigte.

Und Christer Svensson. Engagiert auf die Wir-gehen-auf-die-Straße-und-sagen-unsere-Meinung-Art. Ordinär auf die Kartoffeln-in-der-Bratensoße-zermanschen-Art. Er glaubte, dass Rockkonzerte die Welt vor Krieg, Hunger und Seuchen retten konnten, und sprach mit dieser überenthusiastischen Lehrerstimme, die man eigentlich verbieten sollte, außer für den Fall, dass man einen Hund dazu bringen will, mit dem Schwanz zu wedeln.

Jeden Tag brachte Christer eine Thermoskanne selbstgebrühten Muckefuck mit in die Schule, in dem so viel Milch und Zucker war, dass es wie flüssiges Make-up aussah. Den Kaffee schenkte er in seinen eigenen Becher (»Papa ist der Beste«), den er mit in den Klassenraum nahm und während des Unterrichts immer wieder auffüllte. Christer liebte seine Routinen, jeder Tag wie der andere, das Lieblingslied

auf Repeat. Wahrscheinlich aß er dasselbe Frühstück, seit er vierzehn war, eine Art Skilanglaufspezialität, so was wie Haferflocken mit Preiselbeerkompott und Vollmilch (»Das Frühstück ist die wichtigste Mahlzeit des Tages!«), bestimmt trank er jedes Mal ein Bier mit Korn, wenn er seine Freunde (»Kumpels«) traf, aß jeden Freitag mit seiner Familie Tacos und ging in die Pizzeria in seinem Viertel (die Malblöcke und Buntstifte für die Kinder hatte) und teilte sich eine Flasche Rotwein mit seiner »Angetrauten«, wenn es etwas Großes und Wichtiges zu feiern gab. Christer hatte keine Fantasie, er machte Pauschalurlaub, würde niemals Koriander ins Essen tun oder in etwas anderem als Butter braten.

Christer war schon seit der zehnten Klasse unser Lehrer, und mindestens einmal die Woche beklagte er sich darüber, dass das Wetter so seltsam sei (»es gibt gar keine Jahreszeiten mehr«), und jeden Herbst darüber, dass die Läden immer früher ihre Weihnachtsdeko aufbauten (»bald steht ein geschmückter Weihnachtsbaum an der Skeppsbron, bevor die Ausflugsdampfer ihren Sommerbetrieb eingestellt haben«).

Er beklagte sich über die Boulevardpresse (»Warum lesen die Leute so einen Scheiß?«) und *Let's Dance*, über den *ESC* und *Big Brother* (»Warum schauen sich die Leute so einen Scheiß an?«). Am allerwenigsten mochte er unsere Handys. (»Seid ihr etwa Rindviecher? Diese Chats, die ständig bimmeln und schellen, ihr könntet genauso gut eine Glocke um den Hals tragen … warum macht ihr so einen Scheiß?«). Jedes Mal, wenn er sich beklagte, sah er zufrieden aus, er fand sich jugendlich und »cool« (nicht nur Papa liebte dieses Wort) und betrachtete es als Beweis dafür, dass er uns Schülern besonders nahestand, wenn er »verdammter Scheiß« zu uns sagen konnte.

Nach jeder Tasse Kaffee schob Christer einen Beutel Snus unter seine Oberlippe, und wenn er fertig war, legte er ihn

erst auf eine Papierserviette, bevor er ihn in den Mülleimer warf. Bei Christer musste alles sauber und ordentlich sein, sogar der Dreck.

Später, als der Prozess gegen den Steuerhinterzieher vorbei war und wir zurück zur Schule fuhren, war er zufrieden. Er fand, dass wir uns »gut benommen« hatten. Christer war immer nur »zufrieden« oder »besorgt«, niemals überglücklich oder stinksauer. Christer gab immer mindestens die halbe Punktzahl, wenn er den Lernstoff abfragte.

Christer legte sich hin, als er starb, mit den Armen um den Kopf und angezogenen Knien, ungefähr so wie meine kleine Schwester Lina, wenn sie ganz tief schläft. Er verblutete, bevor der Krankenwagen kam, und ich frage mich, ob seine Frau und seine Kinder der Meinung sind, dass das alles nicht so einfach ist und dass ich unschuldig bin, weil noch kein Gericht verkündet hat, dass ich schuldig bin.

2.

Mama hat die Sachen gekauft, die ich heute trage. Genauso gut hätte ich die Streifenpyjamas der Dalton-Brüder anziehen können. Ich bin verkleidet.

Mädchen verkleiden sich eigentlich immer. Als hübsches Mädchen mit Durchblick oder als smartes, ernsthaftes Mädchen. Oder als unbekümmertes Ist-mir-doch-egal-wie-ich-aussehe-Mädchen, das Haar zu einem lässigen Zopf gebunden, mit einem bügellosen Baumwoll-BH und einem fast durchscheinenden T-Shirt.

Mama hat versucht, mich als ganz normales achtzehnjähriges Mädchen zu verkleiden, das hier gelandet ist, obwohl es gar nichts Schlimmes getan hat. Aber meine Bluse spannt über den Brüsten. Im Gefängnis habe ich zugenommen, und zwischen den Knöpfen sind kleine, runde Öffnungen zu sehen. Ich komme mir vor wie eine Verkäuferin, die sich einen Arztkittel übergezogen hat, um im Einkaufszentrum Probierpackungen mit Hautpflegemittel an die Leute zu verteilen. *Glaub ja nicht, dass du jemanden täuschen kannst.*

»Wie hübsch du bist, meine Süße«, flüstert Mama mir aus der ersten Sitzreihe zu. So macht sie es immer, wirft mit Komplimenten um sich, Müll, von dem sie erwartet, dass ich ihn sortiere. Erfundene Komplimente. Ich bin nicht »schön« und kann auch nicht »gut zeichnen«. Ich sollte auch nicht *öfter singen* und nach der Schule *Theaterunterricht nehmen*.

Dass Mama so etwas behauptet, ist zutiefst beleidigend, weil es beweist, dass sie überhaupt keine Ahnung hat, worin ich wirklich gut bin oder wann ich tatsächlich hübsch bin. Meine Mutter interessiert sich nicht genug für mich, um mir ein ehrliches Kompliment machen zu können.

Unfassbar, wie wenig meine Mutter checkt. »Geh ruhig noch eine Weile raus, wenn du willst«, konnte sie in diesen letzten Monaten allen Ernstes sagen, wenn sie nicht einmal mehr Interesse dafür heucheln konnte, was ich den ganzen Tag gemacht hatte. *Geh ruhig noch eine Weile raus?* Ich war alt genug, wählen zu gehen oder in der Kneipe Alkohol zu bestellen. Ich darf seit drei Jahren legal ficken. Was stellte sie sich vor, dass ich machen sollte? Mit den Nachbarskindern Verstecken spielen? Eins-zwei-drei-ich-komme, atemlose Runden durch den Garten laufen, um immer wieder hinter demselben Busch, im selben Kleiderschrank, hinter demselben kaputten Sonnenschirm in der Garage nachzuschauen. »Hattet ihr Spaß?«, fragte sie, wenn ich zurückkam und meine Kleider nach Haschisch rochen. »Kannst du deine Jacke im Keller aufhängen, Schatz?«

Gestern Abend durfte ich mit Mama telefonieren. Ihre Stimme war heller als sonst. Es war die Stimme, die sie benutzt, wenn noch jemand anderes zuhört oder wenn sie nebenbei noch etwas anderes macht. Mama macht fast immer gleichzeitig noch etwas anderes, räumt auf, trägt Sachen rum, trocknet ab, sortiert. Sie ist ständig nervös, hibbelig. Das war sie schon immer, es liegt nicht an mir.

»Alles wird gut«, sagte sie. Mehrmals. Die Worte stolperten übereinander. Ich sagte nicht besonders viel. Hörte nur auf ihre zu helle Stimme. »Alles wird gut. Mach dir keine Sorgen, alles wird gut.«

Sander hat versucht, mir zu erklären, was während der Verhandlung passieren wird, womit ich zu rechnen habe. Im Gefängnis habe ich einen Informationsfilm gesehen, in dem zum Fremdschämen schlechte Schauspieler einen Prozess nachspielten, in dem es um zwei Typen und eine Wirtshausschlägerei ging. Der Angeklagte wurde verurteilt, aber nicht in allen Anklagepunkten, sondern vielleicht so für die Hälfte. Als der Film vorbei war, fragte Sander, ob ich irgendwelche Fragen hätte. »Nein«, sagte ich.

Was mir von dem Steuerprozess, den wir mit der Klasse besucht haben, am deutlichsten in Erinnerung geblieben ist, war die Stille. Alle redeten leise, und alle anderen Geräusche wurden so größer – ein Räuspern, eine Tür, die ins Schloss fiel, ein Stuhl, der über den Boden scharrte. Hätte jemand vergessen, sein Handy auf lautlos zu stellen, jede eintreffende SMS hätte denselben donnernden Effekt gehabt wie damals, wenn im Kinosaal das Licht ausgeschaltet und das neue Surroundsystem demonstriert wurde. Und mitten in dieser Stille saß der Steuerhinterzieher und wischte sich die fettigen Haare aus der Stirn. Als der Staatsanwalt die Anklageschrift verlas, schaute er zu seinem Anwalt hinüber und schnaubte empört. Ich erinnere mich, dass ich ihn für eine totale Lusche hielt. Warum tat er so überrascht? Der Staatsanwalt und der Luschenanwalt sprachen nacheinander, lasen von ihren Blättern ab, sagten jede Sache zwei oder drei Mal und räusperten sich zu oft. Alles wirkte total gestört. Nicht, weil gar nichts so war »wie im Film«, sondern weil sich alle Beteiligten zu langweilen schienen, selbst der Verbrecher hatte offensichtlich Schwierigkeiten, sich zu konzentrieren. Auch in der Wirklichkeit waren alle nur miserable Schauspieler, die ihre Texte nicht gelernt hatten.

Samir dagegen fand es überhaupt nicht grotesk. Er lehnte sich in seinem unbequemen Stuhl nach vorne, stützte die Ellenbogen auf die Knie und legte die Stirn in Falten. Das

war seine beste Disziplin: zu zeigen, wie seriös er war und dass er ernste Angelegenheiten wirklich ernst nahm. Samir hielt diese Rumpelwichte in Polyesteranzügen für die faszinierendsten Redner, die er in einem Leben gehört hatte. Und Christer genoss es. Er genoss die Gerichtsverhandlung und den seriösen Samir. Samir brauchte nur selten den Mund zu öffnen, um Christer in den Arsch zu kriechen. Hinterher zogen wir ihn damit auf, Amanda und ich. Wir zogen ihn gerne auf. Aber Labbe klopfte ihm auf die Schulter, als wäre er sein jüngster Sohn und hätte das entscheidende Tor in einem Fußballspiel gemacht. »Samir hat alles gecheckt«, sagte Labbe, und Samir grinste. »Absolut alles.«

Als ich in die elfte Klasse ging, fühlte ich mich zu Hause noch wohl. Mama und ich unterhielten uns noch über andere Sachen als darüber, wann ich wieder zu Hause sein sollte. Mama war stolz auf mich, oder zumindest darauf, wie sie mich erzogen hatte. Sie gab mit ihren effektiven Methoden an, mit deren Hilfe sie mich so steuerte, dass ihr Leben möglichst einfach war. Sie erzählte etwa, dass ich mit vier Monaten schon die ganze Nacht durchschlief, dass ich »alles« aß und den Löffel schon selbst halten konnte, als ich das erste Mal feste Nahrung zu mir nahm. Dass ich ein Jahr früher in die Schule wollte, weil ich den Kindergarten so langweilig fand. Dass ich schon allein zur Schule gehen wollte, bevor ich acht Jahre alt war, und dass ich es »liebte«, allein und ohne Babysitter zu Hause zu bleiben. Sie sagte, dass sie mich zuerst auf ein Laufrad gesetzt hatte, bevor ich auf einem normalen Fahrrad fahren durfte, und dass sie sich deswegen nie bücken und den Gepäckträger festhalten musste, um mich im Gleichgewicht zu halten. Ich fing »tataa« einfach an zu radeln, und sie konnte in ihrem leichten Sommerkleid einfach nebenhergehen und in angemessener Lautstärke lachen.

Was Mama für mich tat, damit mein Leben einfacher wurde, ging aus diesen Geschichten niemals hervor, aber zu jener Zeit war sie fest davon überzeugt, dass ich allein deswegen so pflegeleicht und unproblematisch war, weil sie alles richtig gemacht hatte.

Hier und heute wird es ebenfalls still sein, nehme ich an. Aber nicht auf dieselbe Weise wie bei dieser Steuergeschichte. Die Luft wirkt zähflüssig durch all die wichtigen Personen, die darauf warten, dass wichtige Dinge passieren. Die Staatsanwältin und die Verteidiger haben eine Scheißangst davor, sich zu blamieren. Sogar Sander ist nervös, obwohl man es ihm nicht ansieht, wenn man ihn nicht kennt.

Sie möchten zeigen, was sie draufhaben. Als Pfannkuchen sich darüber ausließ, wie es seiner Meinung nach laufen würde, sprach er über »Quoten« und »unsere Chancen«, als wäre er mein Basketballtrainer und ich die Centerspielerin. Er wollte *gewinnen*. Erst als Sander mit der Zunge schnalzte, hielt sich Pfannkuchen geschlossen.

Der heutige Verhandlungstag beginnt damit, dass der Vorsitzende Richter die Anwesenheit überprüft. Er räuspert sich ins Mikrofon, die Leute hören auf, miteinander zu flüstern. Dann kontrolliert er, ob alle da sind, die da sein müssen. Ich brauche nicht den Arm zu heben und »hier« zu rufen, der Vorsitzende schaut mich einfach nur an und liest meinen Namen vor. Dann nickt er meinen Anwälten zu und liest auch deren Namen vor. Er spricht schleppend, aber nicht schläfrig, er ist so seriös, dass die Nähte in seiner hässlichen Robe jederzeit platzen könnten.

Der Richter heißt alle willkommen, und er meint es wirklich ernst damit. Ich sage nicht »Vielen Dank, schön, dass ich kommen durfte«, denn eine Antwort wird wohl kaum

von mir erwartet, aber ich glaube, dass ich mich angemessen verhalte. Dass ich ungefähr so aussehe, wie ich aussehen sollte. Ich lächele nicht, ich weine nicht, ich bohre nicht mit dem Finger in irgendwelchen Körperöffnungen. Ich sitze einigermaßen gerade und versuche zu verhindern, dass die Knöpfe an meiner Bluse platzen.

Als der Vorsitzende Richter der Staatsanwältin sagt, dass sie beginnen könne, sieht sie dermaßen angespannt aus, dass ich zuerst glaube, sie würde aufstehen. Aber sie zieht nur den Stuhl näher an den Tisch heran, beugt sich zu dem kleinen Strohhalmmikrofon vor, drückt auf einen Knopf und räuspert sich. Nimmt sozusagen Anlauf.

Draußen im Warteraum der Verteidiger, in dem wir gesessen haben, bevor wir in den Saal gingen, erzählte Pfannkuchen, dass die Leute Schlange standen, um einen Platz im Gerichtssaal zu bekommen. »Genau wie bei einem Konzert«, sagte er, beinahe ein bisschen stolz. Sander sah aus, als wollte er ihm eine reinhauen.

Nichts in diesem Saal erinnert an ein Konzert. Ich bin kein Rockstar. Die Leute, die mich sehen wollen, sind keine durchgeknallten Groupies, sondern Aasfresser. Weil die Journalisten ihre Leser mit mir ködern wollen, riecht es nach Tod, und das erregt die Hyänen nur noch mehr.

Aber Sander wollte trotzdem, dass die Verhandlung öffentlich ist. Er hat darauf bestanden, dass die Medien und die Öffentlichkeit Zugang bekommen, obwohl ich so jung bin. Nicht, damit Pfannkuchen eine besonders coole Show abziehen kann, sondern »weil es von entscheidender Bedeutung ist, dass die Staatsanwältin die Berichterstattung nicht monopolisieren kann«. Das bedeutet wahrscheinlich so viel wie, dass er seine eigenen Leistungen ebenfalls gerne zeigen möchte, aber vielleicht meint er auch, dass meine Hater ihre Meinung ändern könnten, sobald sie »meine Version«

der Geschichte hören. Sander irrt sich. Das wird keine Rolle spielen.

Sie lieben es, mich zu hassen. Sie hassen alles an mir. *Genau wie bei einem Konzert?* Dass Pfannkuchen sich jemals in der Nähe von lebendiger Musik aufgehalten hat, die nicht in die Kategorie Schlagerfestival fällt, ist kaum vorstellbar. Mein Tipp wäre, dass er Oldie-Sender hört und bei Werbesongs für das perfekte Familienauto mitsingt.

Vor neun Monaten, eine Woche, nachdem es passiert war, gab es Krawalle in Djursholm. Ein paar Jungs nahmen die U-Bahn nach Mörby, stiegen um in den Bus 606 und fuhren alle acht Stationen bis Djursholms torg. Um »es den Arschlöchern zu zeigen!« oder, wie es die Wortgewandten unter ihnen formulierten, »den verdammten Snobs«. Vorortkrawalle spielen sich normalerweise in den eher heruntergekommenen Heimatvierteln der Gangs ab, zwischen den Wohnsilos der Siebziger, den Jugendzentren mit ihren Ex-Junkies, die dort als »Sozialarbeiter« und »Streetworker« arbeiten, weil kein normaler Arbeitgeber sie mit der Kneifzange anfassen würde. Und wenn in der Zeitung steht, dass »die Vorstädte brennen«, dann sind damit tiefergelegte Schrottkarren mit Wunderbäumen und abgelaufener Zulassung gemeint und keine vollkaskoversicherten Leasingwagen, die der Firma gehören und sofort ausgetauscht werden, wenn auch nur der Seitenspiegel wackelt. Aber dieses Mal war es anders.

Drei Tage und Nächte lang herrschte totaler Krieg auf dem Marktplatz und rund um Sebastians Haus unten am Strandvägen. Am zweiten Abend waren fünfzig Leute an den Krawallen beteiligt. Sander hat es mir erzählt, er hat mir die Zeitungsartikel gezeigt.

Zerschlagene Schaufenster in den Boutiquen am Markt. Was haben sie dort mitgehen lassen? Eine Schalkragenbluse für jeden, eine Decke mit Schottenmuster oder eine Wein-

karaffe aus Bleikristall? Und wohin gingen sie, als sie von der Fagerman-Villa verjagt worden waren? Weiter zu unserem Haus? Hatten sie es gefunden? Wenn man daran dachte, für wie wichtig es meine Mutter hielt, dass man den ersten Bettler, der sich mit seinem Becher und der verpissten Decke vor den Coop am Vendevägen setzte, »anständig grüßte, um ihm Respekt zu zeigen«, wie verhielt sie sich dann beim Anblick der Baseballschläger und Molotowcocktails? »Hallo zusammen. Wie geht's? Schönes Wochenende noch.« Ich frage mich, was meine Mutter in den Tagen, in denen die Bereitschaftspolizei vor unserem Haus für Ordnung sorgen musste, zu ihnen sagte. »Alles gut bei Ihnen?«

In den Zeitungen, die Sander mir gezeigt hat, wird über das »Warum« spekuliert. Ob es damit zu tun habe, was Sebastian und ich »symbolisierten«, wofür wir »ein Ausdruck« seien und was das, was wir getan hätten, »ausgelöst« habe. Gab es diese Unruhen, weil das, was passiert war, so über die Maßen widerlich war? Wurden sie besonders wütend, weil wir zu reich waren und weil sie es nicht waren? Oder gab es diese Prügeleien nur, weil eine Horde kleiner Gangster einen Anlass brauchte, um sich zu prügeln (und weil die erste Liga im Juni Sommerpause hat)? Warum auch immer, hier werden Bandenmitglieder jedenfalls nicht hereingelassen.

Im Gerichtssaal befinden sich vor allem Journalisten. Viele von ihnen schreiben auf Laptops. Niemand darf fotografieren, denn es herrscht »Kameraverbot«, wahrscheinlich haben sie sogar ihre Handys abgeben müssen, bevor sie hereingelassen wurden, ein paar von den Journalisten halten jedenfalls ganz gewöhnliche Notizblöcke und Stifte in der Hand.

Ein armer Zeichner sitzt auch im Saal. Man könnte fast glauben, dass ich eine Dickens-Figur bin, ein verlaustes Mädchen, das den Galgen riskiert, oder eine Elvira Madigan

aus einem alten Bänkellied. *Traurig sind die Dinge wahrlich, die man heut' besingen kann*. Wir haben es in der Mittelstufe gesungen. Amanda musste natürlich weinen, sie war am allersüßesten, wenn sie weinte, ohne wirklich traurig zu sein (»betörend«), dann stand sie nämlich noch mehr im Mittelpunkt als sonst.

Amanda wird als meine beste Freundin bezeichnet. In den Zeitungen, im Fernsehen, in den Ermittlungsakten, sogar mein eigener Anwalt nennt sie so. *Meine beste Freundin*.

War Amanda die Person, mit der ich am meisten Umgang hatte, abgesehen von Sebastian? Ja. War Amanda die Person, mit der ich am häufigsten sprach, abgesehen von Sebastian? Ja. Steht sie auf ungefähr zweihundertsechzig meiner Facebook-Fotos neben mir? Habe ich mich während der ersten vier der sechs Monate, für die sie meine Handynutzung rekonstruiert haben, durchschnittlich zwei Stunden am Tag mit ihr über Snapchat unterhalten? Hat sie mich auf über hundert #bff-Posts auf Instagram getaggt? Ja. Ja. Ja.

Liebte ich Amanda? War sie meine allerbeste Freundin? Ich weiß es nicht.

3.

Ich liebte es jedenfalls, mit Amanda zusammen zu sein. Wir waren fast immer zusammen. Wir saßen nebeneinander im Klassenraum und in der Mensa, wir machten zusammen die Hausaufgaben und schwänzten gemeinsam. Wir machten uns über Mädchen lustig, die wir nicht ausstehen konnten (»Ich will ja nicht gemein sein, aber …«), stiegen auf den Stepmills im Fitnessstudio ins Nichts. Wir schminkten uns gemeinsam, gingen zusammen shoppen, unterhielten uns stundenlang, chatteten ununterbrochen, lachten wie die Mädchen in den Filmen, wo die eine auf dem Bauch im Bett der Freundin liegt und die andere mit einem viel zu kurzen Nachthemd auf der Matratze steht, eine Haarbürste als Mikrofon benutzt und eine Playback-Show zu einem angesagten Song abliefert oder eine von den dummen Puten aus der Schule imitiert.

Wir feierten zusammen. Amanda wurde schnell betrunken. Es lief immer nach demselben Muster ab: kichern, lachen, tanzen, umfallen, noch ein bisschen lachen, sich auf ein Sofa legen, heiße Tränen vergießen, die ihr in die Ohren rannen. Kotzen, nach Hause gehen. Ich habe mich immer um sie gekümmert, es war nie anders herum.

Ich fand es schön, mit Amanda zusammen zu sein, sie ließ einen alles andere vergessen. In Amandas Gesellschaft kam es einem ganz selbstverständlich vor, dass es im Leben nur

darum ging, so viel Spaß wie möglich zu haben. Und ihre Dumme-Blondine-Nummer war fast immer richtig unterhaltsam. Wenn man sie fragte, wie das Wetter wird, antwortete sie »Flipflop«. Oder »40 Denier«. Wenn es richtig kalt war, stellte sie fest, dass »ganz schlimmes Après-Ski« herrschte, und dann kam sie mit gefütterten Leggings, Moonboots und einer Daunenjacke mit Kaninchenpelzkragen in die Schule.

Amanda oberflächlich zu nennen wäre zu einfach. Klar, sie konnte ihr Taschengeld wohl kaum aufbessern, indem sie gelegentlich Leitartikel in einer seriösen Tageszeitung schrieb. Sie meinte, »Unterdrückung ist schlimm« und »Rassismus ist schlimm« und »Armut ist ganz schlimm«. Sie war eine positive Stammlerin. Sie verdoppelte alle Urteile. Super super gut, mega mega gemütlich und winzig winzig klein. (Letzteres ist wohl eher ein Verdreifachung?) Ihre Einstellung zu Politik und Gleichberechtigung oder zu jeder beliebigen anderen politischen Frage beruhten auf dreieinhalb Reportagen, die sie im Fernsehen gesehen (und bei denen sie geweint) hatte. Und als sie sich den Youtube-Clip ansah, in dem der fetteste Mann der Welt zum ersten Mal seit dreißig Jahren das Haus verließ, in dem er lebte, sagte sie: »Psst, jetzt nicht, ich schaue gerade Nachrichten.«

Am liebsten sprach Amanda über ihre Angst. Sie beugte sich vor und flüsterte, wie belastend diese Essstörungen und der Schlafmangel seien (»wirklich super super belastend«). Eine Zeit lang erklärte sie, dass sie alles Grüne und die Ziffer neun unbedingt vermeiden müsse, dass sie allen Bordsteinkanten ausweichen müsse (»also, ich mache das nicht bewusst, ich muss es einfach tun, weil ich fest daran glaube, dass ich sonst sterben werde, also richtig sterben, in echt«). Manchmal drehte sie die Lautstärke auf, wenn sie nicht die Reaktion bekam, die sie erwartet hatte. Sie tat so, als würde die Brandnarbe, die sie sich zugezogen hatte, als wir uns ir-

gendwann zwischendurch einen Pfannkuchen backen wollten, von etwas ganz anderem stammen, von etwas, über das sie »lieber nicht reden« wolle. Die Idee war, dass die Leute glauben sollten, sie stamme von einem Selbstmordversuch. Dass ich die Wahrheit erzählen könnte, lag außerhalb ihres Erwartungshorizonts.

Aber es war nicht einfach so, dass sie log, jedenfalls nicht ausschließlich. Klar fand sie das Leben manchmal anstrengend. Und sie glaubte, dass Angst so etwas wäre wie die Sorge, den Bus zu verpassen, oder dass sie Bulimie hätte, weil ihr schlecht war, nachdem sie zweihundert Gramm Nussschokolade in weniger als zehn Minuten gegessen hatte.

Amanda war verwöhnt, keine Frage, von ihrer Mutter, von ihrem Vater, von ihrem Therapeuten und von ihrem Pferdepfleger. Aber es ging dabei nicht um Kleider und Luxusartikel. Es ging um etwas anderes. Gegenüber ihren Eltern, ihren Lehrern – gegenüber allen Autoritäten, inklusive Gott – verhielt sie sich nicht anders als gegenüber irgendwelchem Dienstleistungspersonal, etwa einem Rezeptionisten in einem Luxushotel. Sie erwartete, dass ihr in jeder Situation jemand zu Hilfe kommen würde, bei einem Pickel auf der Nase und einem verlorenen Ohranhänger genauso wie auf der Intensivstation und beim ewigen Leben. Die Frage, ob es Gott gab oder nicht, war uninteressant, aber selbstverständlich sollte er ihrem krebskranken Cousin helfen, weil er ihr so »super super leid tat« und er so »super super süß war, obwohl er eine Glatze hatte«. Sie hatte Mitgefühl mit allen Leuten, die Probleme hatten, aber sie fand es belastend, dass sie diesen Leuten nicht genauso leid tat.

Und sie war egozentrisch. Sie opferte so viel Zeit für die Pflege ihres mittellangen Haars, dass man glauben konnte, es ginge um ihre sterbenskranke Großmutter. Die Leute fanden sie nett. Aber sie war nicht wirklich nett. Sie fragte dich

immer zwei Mal, ob du Milch in den Kaffee wolltest (»Bist du dir wirklich sicher?«), sodass du dir unweigerlich fett vorkamst. Sie sagte: »Ich wäre so gerne wie du, einfach ganz entspannt und ohne ständig darüber nachzudenken, wie man aussieht« und »du bist so unheimlich fotogen« und erwartete, dass man sich dafür bedankte, weil sie nicht verstand, dass man es als beleidigend empfunden hatte.

Klar, sie fand, dass Politik »super wichtig« war, aber ihr politisches Engagement ging nicht so weit, dass sie in eine Jugendorganisation eintreten, in ein Sommerlager fahren und gemeinsam mit vielen anderen Jugendlichen in kurzen Hosen Pfeile werfen wollte. Sie würde sich auch niemals die Haare schwarz färben oder eine Nerzfarm anzünden oder auch nur eine Reportage über das Ozonloch oder schrumpfende Korallenriffs lesen, und sie war politisch definitiv nicht ansatzweise so engagiert, wie es die Lehrer Samir unterstellten, weil der einen Vater hatte, der wegen seiner Ansichten verhaftet und gefoltert worden war.

Für Amanda drehte es sich beim Thema Politik darum, ob die Krankenkasse die Magenbypass-Operation bezahlen würde, die sie plante, um ihr Wunschgewicht von »ungefähr sechzig Kilo« zu erreichen. Das wäre nur »mehr als gerecht«, wenn man »bedachte, wie viele Steuern wir bezahlen«. Und mit »wir« meinte sie nicht ihre Mutter, denn das einzige Geld, mit dem ihre Mutter machen konnte, was sie wollte, war das Wechselgeld, das sie an der Kasse des ICA bekam, wenn sie Lebensmittel eingekauft hatte. Sie brachte es anschließend auf die Bank, für ihr »Schuhkonto«, wie sie es nannte. Amanda verdrehte die Augen, wenn sie von diesem Konto sprach, sie verachtete es, erzählte mir nur davon, um mir zu zeigen, wie dämlich sie ihre Mutter fand, und nicht, weil es ihr seltsam vorkam, dass ihre Mutter in den Herbstferien ganz spontan einen Flug in der Ersten Klasse und ein

Luxushotel in Dubai für die ganze Familie buchen konnte, aber gleichzeitig ihr Kleingeld verstecken musste, damit sie sich ab und zu eine neue Jeans kaufen konnte, ohne vorher um Erlaubnis fragen zu müssen.

Wie Amanda zusammen mit ihrem Vater und dessen Geld zu einem »wir« wurde, und auf welche Weise sie selbst zu diesem volkswirtschaftlichen Erfolg beitrug, wurde nie so richtig klar.

Bei einer politischen Diskussion, die wir einige Monate vor den ganzen Ereignissen führten, kamen wir auf Che Guevara zu sprechen.

»Ich finde es total abstoßend, Kinder zu töten«, sagte Amanda. »Auch wenn ich mich nicht so besonders gut mit dem Nahen Osten auskenne.«

Samir saß schräg hinter ihr im Klassenraum, und sie musste erst einen Augenblick warten, bis er begriff, dass sie sich an ihn gewandt hatte.

»Ich hab schon begriffen, dass du die Amerikaner hasst«, sagte sie, als sie schließlich seine Aufmerksamkeit hatte.

Ich erinnere mich nicht, was Christer daraufhin sagte, sondern nur daran, wie Samir mich anschaute. Er schaute mir direkt in die Augen und nicht auf Amanda. Er fand, dass es mein Fehler war, dass Amanda keine Ahnung hatte, wer Che Guevara war. Und dass sie nicht zwischen Lateinamerika, Israel und Palästina unterscheiden konnte. Und dass sie glaubte, dass Samir grundsätzlich etwas gegen die USA hatte.

Klar. Amandas politisches Engagement bewegte sich eher auf Disney-Channel-Niveau, und manchmal fiel es ein bisschen schwer, sie super super entzückend zu finden. Wir unterhielten uns selten über Politik. Ich bekam Kopfschmerzen davon, und Amanda wurde sauer, weil sie spürte, wie offensichtlich es war, dass sie keine Ahnung hatte, worüber sie sprach.

Aber immer wenn ich auf ihrer Matratze lag und ihrer begeisterten Jetzt-sind-wir-in-diesem-herrlichen-Jugendfilm-in-dem-alle-in-ihre-offenen-Cabrios-hüpfen-ohne-vorher-die-Türen-zu-öffnen-Stimme so aufmerksam zuhörte, als wäre es Fahrstuhlmusik, dachte ich, dass sie und ich so verschieden waren, dass wir uns schon wieder ziemlich ähnlich wurden. Amanda tat so, als wäre sie engagiert, und ich tat so, als würde es mich nicht kümmern. Wir waren so gut darin, uns zu verstellen, dass wir alle täuschten, inklusive uns selbst.

Ob ich sie für blöd hielt? In den Ermittlungsakten ist eine SMS von Amanda an Sebastian dokumentiert. Sie schickte sie vier Tage, bevor sie beide starben. »Sei nicht traurig«, schrieb sie. »Bald ist dieser Frühling nur noch eine Erinnerung.«

Die Staatsanwältin ist bislang noch nicht auf Amanda zu sprechen gekommen. Sie hebt sie sich für ihr Crescendo auf. Stattdessen konzentriert sie sich auf Sebastian.

Sebastian, Sebastian, Sebastian. Sie wird noch tagelang von ihm sprechen, alle werden von ihm sprechen. Die ganze Zeit. Wenn irgendjemand in dieser ganzen Geschichte einem Rockstar gleichkommt, dann ist es Sebastian. Sander hat mir die Fotos gezeigt, die die Presse gefunden und veröffentlicht hat. Sebastians Schulfoto in Schwarz-Weiß hat es auf mindestens zwanzig Titelseiten geschafft, weltweit, inklusive dem Rolling Stone. Aber es gibt auch andere Fotos. Sebastian lächelnd mit der Zigarette im Mund, betrunken mit schweißgetränkter Stirn, stehend im Heck seines Boots, während wir auf dem Weg zu den Fjäderholmarna durch den Djurgårdsbrunnskanal fahren und ich schräg vor ihm sitze und meinen Kopf an ihn lehne. Es gibt noch eine Aufnahme von derselben Fahrt, auf der Samir an meiner Seite sitzt und in die andere Richtung schaut, weg von uns. Auf meiner

anderen Seite sitzt Amanda, weiße Zähne, braune Beine, blaue Augen, jede Menge Haare, die in genau die richtige Richtung wehen. Dennis ist auf diesen Fotos natürlich nicht dabei. Aber es gibt auch Aufnahmen von Dennis in den Ermittlungsakten, Sebastian hatte ein paar auf seinem Handy, er mochte es, Fotos von ihm zu machen, wenn er voll war, ich weiß nicht, warum sie die nicht gefunden haben. Auf jeden Fall gibt es Aufnahmen von ihm mit Dennis, zusammen, beide breit, high, ausgeflippt. Sebastian sieht auf allen unheimlich gut aus. Dennis sieht aus wie Dennis.

Die Staatsanwältin wird vor allem über das sprechen, was Sebastian getan hat, weil sie behauptet, dass er alles, was er tat, mit mir zusammen getan hat. Ich weiß nicht, wie ich es schaffen soll, mir das alles anzuhören. Aber es ist gefährlich, die Konzentration zu verlieren. Denn dann kommen die Geräusche.

Das Geräusch, als sie in den Klassenraum kamen und mich wegzogen, das Geräusch von Sebastians Schädel, der auf den Boden schlug, es klang hohl. Es dröhnt in mir. Sobald meine Aufmerksamkeit nachlässt, kommt es zurück. Ich drücke die Nägel in meine Handflächen, versuche von dort wegzukommen. Aber es nützt nichts. Ich kann es nicht loswerden. Mein Gehirn schleppt mich immer wieder in diesen verdammten Klassenraum zurück.

Manchmal träume ich davon, wenn ich schlafe. Wie es war, kurz bevor sie kamen. Wie ich die Hand gegen sein Blut drücke, er liegt auf meinem Schoß, und ich drücke, so fest ich kann. Die Blutung lässt sich nicht stoppen, so fest ich auch drücke. Als wollte man das Wasser zurückhalten, das aus einem Wasserschlauch spritzt, der sich aus seiner Befestigung gelöst hat. Wusstet ihr, dass Blut spritzen kann? Dass es unmöglich ist, es mit bloßen Händen aufzuhalten? Und Sebastian wird kalt, ich spüre es immer noch, nachts – im-

mer und immer wieder –, wie seine Hände immer kälter werden. Es geht schnell. Und ich träume von Christers letzten Atemzügen. Sie klangen wie ein Abflussrohr, in das man Ätznatron geschüttet hat. Ich wusste nicht, dass man davon träumen konnte, wie sich die Haut eines anderen Menschen anfühlt und wie Geräusche klingen, aber man kann es, denn ich tue es ununterbrochen.

Ich versuche, die Leute nicht anzuschauen, die im Gerichtssaal sind, um mich zu sehen. Ich habe nicht einmal zu Papa geschaut, als ich hereinkam. Aber Mama hat nach mir gegriffen, als ich an ihr vorbeiging. Es war etwas in ihren Augen, das ich nicht kannte. Sie lächelte mir zu, legte den Kopf zur Seite und zog die Mundwinkel hoch, als wollte sie mich an das erinnern, was sie mir gestern am Telefon gesagt hatte. Ein Alles-wird-gut-Lächeln. Aber sie begann zu zittern, kurz bevor ich den Blick wieder von ihr abwendete, eine Mikrosekunde zu früh. Sie schüttelte etwas von sich ab.

Bevor all das passierte, war die größte Herausforderung, vor der meine Mutter je gestanden hatte, der Versuch, ohne Kohlehydrate zu leben. Sie nahm so schnell ab und wieder zu, dass man fast glauben konnte, es wäre ihr Beruf, und sie war wirklich stolz, als sie ihre Ernährung unter Kontrolle gebracht hatte. Jetzt sitzt sie hier. In den Ermittlungsakten steht fast alles. Nicht nur über diesen Tag. Über unsere Feste, was Sebastian tat, was ich tat. Über Amanda. Meine Mutter liebte Amanda. Sie liebte auch Sebastian, zumindest zu Anfang, aber das würde sie jetzt bestimmt nicht mehr zugeben.

Ich frage mich, ob Mama an »meine Geschichte« glaubt. Ob sie sich dafür »entscheidet«, daran zu glauben. Aber sie hat nichts darüber gesagt, und ich habe nicht danach gefragt. Wie sollte ich auch? Seit der mündlichen Haftprüfung vor neun Monaten habe ich Mama und Papa nicht mehr gese-

hen, und unsere Telefongespräche sind nicht gerade vertraulich gewesen.

Ist das nicht seltsam? Dass neun Monate vergangen sind, seit ich das letzte Mal mit Mama und Papa in einem Raum gewesen bin. Obwohl wir uns damals eigentlich auch nicht getroffen haben. Ich sah sie nur durch die Glaswand zwischen diesem klassenraumgroßen Verhandlungssaal im Untersuchungsgefängnis und den Zuschauerrängen, auf denen sie bestimmt eine Viertelstunde sitzen mussten, bevor der Richter erklärte, dass die Verhandlung unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfinden werde, und sämtliche Zuhörer, inklusive Mama und Papa, nach draußen geschickt wurden.

In der mündlichen Haftprüfung heulte ich Rotz und Wasser. Ununterbrochen. Ich weinte schon, als ich in den Saal kam. Ich fühlte mich ungefähr so normal wie eine zwangsgefütterte Leberpastetengans, mir ging es genauso schlecht, und Mama und Papa sahen aus, als hätten sie Angst um ihr Leben.

Bei der mündlichen Haftprüfung trug Mama eine neue Bluse. Ich hatte sie vorher noch nie gesehen. Ich frage mich, als was sie sich an diesem Tag verkleidet hatte, als alles noch so unklar war. Bevor sie wusste. Ihr glaubt vielleicht, dass sie sich als Mutter verkleidet hatte, die wusste, die ganz sicher wusste, dass alles nur ein Fehler war und dass ihre Tochter nichts verkehrt gemacht hatte. Aber ich glaube, dass sie als Mutter verkleidet war, die alles richtig gemacht hatte, als Mutter, der man keine Vorwürfe machen konnte, ganz egal, was passiert war.

Die mündliche Haftprüfung fand drei Tage nach meiner Verhaftung statt, und ich wünschte mir, dass ich nicht so viel geweint hätte. Am liebsten hätte ich diese Glasscheibe zerschlagen, um Mama nach Sachen zu fragen, die gar keine Rolle spielten.

Ich wollte sie fragen, ob sie mein Bett gemacht hatte, nachdem ich zu Sebastian gegangen war. Tanja hatte freitags frei. War es so geblieben, wie es war, bis die Polizei gekommen war? Und dann? Was passierte danach? Hatte Tanja danach aufgeräumt, oder hatten Mama und Papa ihr verboten, in mein Zimmer zu gehen, so wie Eltern es machen, wenn ihr Kind gestorben ist. Das Zimmer dreißig Jahre lang unberührt lassen, genau so wie es war, als das Kind sie verließ?

Ich wollte, dass Mama und Papa es so gemacht hatten, ich wollte, dass sie mir sagten, dass alles genauso aussah wie zu dem Zeitpunkt, als ich aufgebrochen war, dass die Polizisten nichts verändert hatten, dass das Leben, mein Leben, das Leben davor, eingefroren, konserviert, in dicke Schichten aus Mumienbandage eingewickelt war. Wenn ich das hier überleben und nach Hause kommen würde, sollte mir alles bekannt vorkommen.

Aber das konnten sie mir nicht sagen. Und wahrscheinlich spielte es auch keine Rolle, ob Mama das Bett gemacht hatte oder nicht. Ich wusste, dass die Polizei das Haus durchsucht hatte, denn das hatten sie mir gesagt, als sie mich verhört hatten. Und sie hatten mir erzählt, dass sie meinen Computer beschlagnahmt und mein Telefon aus dem Krankenhaus mitgenommen hatten (ich musste alle meine Passwörter preisgeben, zu jedem Forum, zu jeder App, zu jeder Seite, auf der ich gewesen war), und als ich fragte, was sie noch alles hatten, sagten sie »das meiste … das iPad und Papiere und … Bücher, Bettwäsche, deine Kleidung von der Party«. »Was für Kleidung?«, hatte ich gefragt, und sie antworteten, als wäre das ganz normal und nicht im Geringsten seltsam. »Dein Kleid, deinen BH und deine Unterhose.«

Sie hatten meine dreckige Unterhose mitgenommen. Warum taten sie das? Ich wollte diese Glasscheibe zerschmettern und meine Mutter auffordern, mir alles zu erklären,

denn Sander wollte ich nicht fragen. »Warum haben sie meine Unterhosen mitgenommen, Mama?« Das wollte ich sie fragen. Ich wollte mit Sander nicht über etwas reden, auf dem meine Ausflüsse klebten.

Und die Sachen, die sie dagelassen hatten, was hatten Mama und Papa mit ihnen gemacht? Das wollte ich auch wissen. Ich fragte mich, ob Tanja meinen Geruch aus all den anderen Kleidern auswaschen musste. Ich habe immer gedacht, dass sie die Wäsche gerne aufhängt. Die Knitterfalten herauszieht, die Nähte streckt, die Falten glättet. Die Pullis falsch herum aufhängt, sodass die Ärmel schlapp nach unten hängen, als hätten sie aufgegeben, ich-ergebe-mich, irgendwie. Und die Strümpfe paarweise, zwei Stück mit einer Wäscheklammer. Damit man sie nachher leichter sortieren kann.

Ich fragte mich, ob Tanja mich vollständig wegputzen durfte. Oder ob Mama am Morgen auf das Buttermesser starrte, das ich immer wegzuräumen vergaß, und dachte: Eben war sie noch hier. Jetzt ist sie weg.

»Mama!«, wollte ich schreien. Gerade heraus. *Was passiert hier?*

Aber es war ein Glasfenster im Weg. Und ich hatte mich kaum gesetzt, als der Richter auch schon alle Zuhörer hinausschickte. Ich bekam keine Antworten, stattdessen wurde ich in Untersuchungshaft genommen.

Eines Tages, lange bevor dies alles geschah, hatte ich Mama gefragt, warum sie mich nie irgendetwas Wichtiges fragte. »Was möchtest du denn, das ich dich frage?«, wollte sie wissen. Sie versuchte noch nicht einmal, es selbst zu erraten.

Heute dürfen sie und Papa sitzen bleiben. Sie haben reservierte Plätze – die »besten«, nehme ich an, ganz vorne in meiner Nähe (obwohl uns immer noch ein paar Meter tren-

nen). Und Mama hat zugenommen. Sie ist immer noch als Mutter verkleidet, die nichts falsch gemacht hat, aber wer weiß, vielleicht musste sie ein bisschen frustessen? Hat fettige Pasta mit Butter, Käse und Ketchup in sich hineingestopft. Hat in schnellen Kohlehydraten geschwelgt. Angesichts dessen, was ich getan habe, hat sie eine Entschuldigung für alles, sogar fürs Zunehmen. Alle verstehen sie. Und verachten tun sie sie auch, egal ob sie schlank ist oder nicht.

Wenn Mama nervös wird, bekommt sie Flecken am Hals, und sie wird immer nervös, wenn sie erklären muss, was sie meint. Dann ist es unmöglich, sich auf das zu konzentrieren, was sie sagt, man muss einfach auf diese Halsflecken starren. Wahrscheinlich sagt Mama deshalb so selten, was sie denkt. Es ist zu riskant. Sie begnügt sich damit, Papa nach seiner Meinung zu fragen. Wenn er gute Laune hat, erzählt er es ihr. Und dann kann ein ganzer Abend vergehen, ohne dass sie sagt: »Wir reden nieee mehr miteinander.«

Dass sie sich darüber aufregt, dass man nicht genug mit ihr redet, und trotzdem niemals fragt, wie es einem geht, übersteigt meinen Verstand. Aber ich habe sie nie dafür gehasst, dass sie keine Ahnung hat. Ich hasse sie dafür, dass sie es so und nicht anders haben will. Und am meisten hasse ich sie, wenn sie mir sagt, was ich zu fühlen habe.

»Ich weiß, dass du dir Sorgen machst.« »Ich weiß, wie viel Angst du hast.« »Ich weiß, wie sich das anfühlt.«

Meine Mama ist ein Idiot. »Ich wünschte, ich könnte Majas Platz einnehmen.« Hat sie das gesagt? Nicht zu mir jedenfalls.

Erste Verhandlungswoche, Montag

4.

Oberstaatsanwältin Lena Pärsson redet und redet, mein Gott, wie sie redet. Sie hat zwei der ermittelnden Polizeibeamten dabei. Neben ihnen sitzen die Anwälte der Nebenkläger, sie sind hier, um Ansprüche auf Schadensersatz geltend zu machen. Sie haben ebenfalls jede Menge Ordner vor sich aufgebaut, eine kleine Minibibliothek. Im Gerichtssaal hängen zwei Großbildschirme, einer hinter mir an der Wand und der andere hinter ihnen. Im Augenblick sind darauf nur die Icons von ein paar Dokumenten zu sehen, es wirkt alles ein bisschen durcheinander, ein schlecht vorbereiteter Vortrag in Gesellschaftskunde.

Amandas Eltern dürfen nicht am Tisch der Nebenkläger sitzen. Auch die anderen Angehörigen nicht, sie sitzen unter den Zuschauern, glaube ich. Oder vielleicht im Übertragungssaal nebenan, in dem man der Verhandlung auf einem Großbildschirm folgen kann. Sie möchten bestimmt nicht im selben Raum sitzen wie ich.

Sander hat gesagt, dass die »Aufgabe« der Staatsanwältin darin besteht zu »erklären«, warum wir hier sind. Welche Taten sie mir vorwirft und warum sie auf die Höchststrafe plädiert.

»Angesichts deines Alters«, hat Sander mir gesagt, »solltest du nicht viel mehr bekommen als zehn Jahre.« Laut Gesetz kann man eine Person, die jünger ist als einundzwanzig

Jahre, nicht zu lebenslanger Haft verurteilen. Aber wenn ich vierzehn Jahre bekomme, bin ich zweiunddreißig, wenn ich wieder draußen bin. Pfannkuchen hat mir erzählt, dass sowohl er als auch Sander ständig angerufen werden und Post bekommen. (Pfannkuchen ist stolz darauf, dass nicht nur Sander Hassbriefe bekommt, sondern auch er selbst, man hört es seiner Stimme an.) Er hat sogar von Leuten erzählt, die sich nachts auf unser Grundstück schleichen und Exkremente vor unsere Haustür werfen. Mama und Papa müssen sie mit dem Hochdruckreiniger wegspülen, bevor sie zur Arbeit gehen. Er sagte es mir, als Sander nicht dabei war.

Ich weiß es also. Diejenigen, die die Staatsanwältin bezahlen, die Steuerbürger, die normalen Leute, alle außer Sander und Mama und Papa, finden nicht, dass zehn oder vierzehn Jahre genug sind, sie wären nicht einmal mit lebenslänglich zufrieden, sie begnügen sich nicht damit, mein Leben zu zerstören, sie wollen, dass ich sterbe.

Sander hat gesagt, dass heute nicht so viel passieren wird. Aber als die Staatsanwältin die Namen der Opfer vorliest, höre ich jemanden weinen.

Darauf bin ich nicht vorbereitet. Lange bevor Oberstaatsanwältin Lena Pärsson zum Ende kommt, füllt sich der Saal mit dem Geräusch. Ein Mensch heult auf. Ist es Amandas Mutter? Das kann nicht sein, sie würde niemals so klingen. Vielleicht haben sie eine Mutter oder Großmutter von Dennis gefunden. Vielleicht haben sie sie hierher geflogen, damit sie hier zwischen den ganzen Weißbroten sitzen kann wie Queen Latifah beim Nobelpreiskonzert.

Sie klingt wie ein professionelles Klageweib. Eine Verrückte, die sich einen schwarzen Schal um den Kopf gewickelt hat und die Arme in die Luft wirft, in den Himmel starrt und sich direkt vor den Fernsehkameras aufbaut und

lauthals schreit, weil jemand in einen Schulbus eingestiegen ist und sich selbst und fünfzig Kinder in die Luft gesprengt hat. Kann es sein, dass eine solche Frau hier sitzt? Würde sie durch die Sicherheitskontrollen kommen?

Eines ist sicher. Die Journalisten werden das Weinen schon in der nächsten Pause verkaufen. Sie werden davon berichten. Im Livechat und über Twitter. Sie werden erklären, wie es aussieht, wie es klingt, in höchstens einhundertvierzig Zeichen. Und alle meine alten »Schulfreunde« retweeten es direkt, fügen vielleicht noch ein weinendes Emoji hinzu, um zu zeigen, wie persönlich es ist, gerade für sie. Ich frage mich, wie viele von ihnen hier sind, sich stundenlang angestellt haben, um einen Platz zu bekommen, damit sie sich »den Erinnerungen stellen« können an das, was ihnen nicht zugestoßen ist.

Ich möchte das alles nicht hören, aber ich muss sitzen bleiben. Also drücke ich die Handflächen gegen die Tischplatte. Die Staatsanwältin redet und redet. Ich hoffe, dass sie langsam fertig wird. Sie sagt etwas über Amanda, etwas anderes über Samir, Dennis, Christer … Sebastian und seinen Vater. Der Vorsitzende Richter sieht nervös aus, er fingert an dem Hammer herum, der vor ihm auf dem Tisch liegt und glotzt einen der Justizwachtmeister an.

Die Staatsanwältin redet weiter, obwohl jemand weint. Sie zeigt Schulfotos auf den Bildschirmen, und das Heulen der Zuschauerin geht in etwas anderes über, der Wachtmeister hat ihr wohl gesagt, dass sie still sein soll, es brennt in meinem Hals, ich muss eine Handfläche auf meine Lippen legen, um sicherzugehen, dass ich nicht auch irgendwelche Geräusche mache. Die Staatsanwältin sollte lernen, sich ein bisschen prägnanter auszudrücken. Sie hat noch nicht einen Satz gesagt, der kurz genug gewesen wäre, um ihn zu twittern. Obwohl das Ganze eine »Zusammenfassung« dessen sein soll, für das ich ihrer Ansicht nach bestraft werden muss.

Die Verhandlung ist auf drei Wochen angelegt, und als Sander mir davon erzählte, dachte ich, das klingt verdammt lang, aber wenn man sieht, wie lang so eine kurze Zusammenfassung werden kann, könnte die Zeit knapp werden.

Ich drehe mich immer noch nicht um, stattdessen schaue ich auf die Bank hinunter. Das werden sie auch berichten, nehme ich an. Dass ich mir die Liste der Toten und Verletzten anhörte, dass ich dieses Weinen hörte, dieses verdammte Weinen, ohne Gefühle zu zeigen. Sie lieben es, mich eiskalt zu finden. Unmenschlich.

Meine ganze Person ist ein Problem für meine Anwälte, nicht nur, weil Pfannkuchen findet, dass ich älter aussehe, als ich bin. Ich bin zu groß und zu stark, habe zu große Brüste, zu langes Haar. Gesunde Zähne, teure Jeans. *Kein Kind*.

Ich trage heute keine Uhr, keinen Schmuck. Aber das ist auch nicht nötig. Die Hinweise darauf, wer ich außerhalb des Gefängnisses bin, sind genauso deutlich wie die Sonnenbrandlinien um die Augen nach einer Woche in den Alpen. Ist die Staatsanwaltstrulla bald mal fertig? Ich möchte eine Pause machen, möchte mich umziehen, ich muss mir auf jeden Fall irgendetwas anderes anziehen als diese scheißenge Bluse. Sander hat gesagt, dass er mindestens alle zwei Stunden eine Pause verlangen wird. Mittlerweile wird es Zeit. Ich möchte in ein Zimmer gebracht werden, in dem nur wir vier sein dürfen, und Ferdinand kann mich fragen, ob ich einen Kaffee haben möchte. Immer dieser Kaffee. Ich bin erwachsen genug, hier zu sitzen, und alle Erwachsenen trinken Kaffee. Außer Pfannkuchen natürlich – er ist der einzige Mensch, der älter als fünfzehn ist und warmen Kakao trinkt, sogar den Kakao aus den Automaten in den Gesprächsräumen des Untersuchungsgefängnisses. Er schlürft und schmatzt mit diesen roten Lippen, gräbt mit dem Zeigefinger nach dem Zuckersirup am Boden des Bechers.

Ich muss raus, ich muss jetzt hier raus.

Ich ziehe die Schultern nach unten. Es fühlt sich wie Bauchschmerzen an. Ich denke an mein letztes Frühstück zu Hause. Was auch immer, Hauptsache, ich muss nicht zuhören. Ich ging nach unten in die Küche, genau wie immer. Mama und Papa waren da, Papa las die Zeitung, Mama trank im Stehen einen großen Schluck nach dem anderen von dieser grünen Brühe, von der sie sich ernährte. Sie presste sich einen Saft aus Grünkohl, Spinat und grünen Äpfeln und mixte ihn mit Avocado in einer speziellen Saftpresse, dem Slash Standmixer für neuntausend Kronen. Bevor sie mit dem Saft anfing, hatte sie eine bestimmte Teesorte aus einem amerikanischen Reformhaus im Internet bestellt. Den trank sie jeden Morgen zu einem Omelett aus dem Eiweiß von vier Eiern. Tanja warf die übrig gebliebenen Eidotter weg, einmal in der Woche, achtundzwanzig Stück, die im Kühlschrank vor sich hin gerannen.

»Ich darf auf keinen Fall das Eigelb essen«, meinte Mama zu ihr und lachte, als wäre es ein Scherz, den auch Tanja kapieren müsste. »Aber vielleicht willst du sie ja haben, Tanja?«

Mama hat immer dieselbe Stimmlage, wenn sie mit Tanja spricht. Immer derselbe schleppende Tonfall, als würde sie mit einem widerspenstigen Kind sprechen. Nur dass sie mit meiner kleinen Schwester Lina nie so sprechen würde, oder mit irgendeinem anderen Kind. Eine Stimme für die Kinder, eine andere Stimme für die Haushaltshilfe. Ein kleiner Massenmord reichte nicht, um daran zu rütteln. Kopf hoch und Füße auf den Boden. Eine Stehaufpuppe mit einem Bleiklumpen im Hintern, das ist meine Mama.

Sie tut immer so, als wären Tanja und sie gute Freundinnen, so was wie Kolleginnen. Das ist wohl auch der Grund, warum sie die ganze Zeit fragt, ob sie etwas zu essen haben möchte. Ich habe nie gesehen, dass Tanja etwas isst. Oder

auch nur etwas trinkt, außer vielleicht einem halben Glas Wasser, das sie sich so schnell wie möglich einverleibt, während sie sich über die Spüle beugt. Ich habe auch nie gesehen, dass sie auf die Toilette geht. Vielleicht scheißt sie auf unsere Rabatten und pinkelt in Mamas grünen Saft? Oder sie hält so lange ein, bis sie wieder zu Hause ist. Ich habe mich immer gefragt, was Mama glaubt, was Tanja mit diesen übrig gebliebenen Eidottern anfangen soll. Dass sie sie roh verschlingt wie Rocky vor einem wichtigen Boxkampf oder dass sie sie mit nach Hause nimmt und einen Eggnog für ihre grauen Kinder anrührt? Wir haben Tanjas Kinder nie gesehen, aber Mama hat sich ihre Namen gemerkt, aus demselben Grund, aus dem sie Bettler grüßt. *Wie geht es Elena? Wie läuft es bei Sascha in der Schule?*

An diesem letzten Morgen standen frisch gepresster Saft (normal, Apfelsine), Käse und Butter, geschnittene Tomaten und Gurken auf dem Tisch, es roch nach Kaffee und Rührei, glaube ich, ich habe es nicht gesehen, aber ich glaube, es war Rührei. Das Frühstück wirkte beinahe rituell, eine Opfergabe. Der Stecker des Radios war herausgezogen, er lag schlapp wie ein abgetrennter Körperteil neben dem Schneidebrett. *Wir müssen reden*, bedeutete das. Sie wollten ernsthaft reden. *Hatte sie jemand angerufen und etwas gesagt? Die Polizei? Hatte jemand die Polizei angerufen?* Ich wollte nicht reden. Ich weigerte mich. Mama schaute mich wortlos an, ich schaute weg, ohne ein Wort zu sagen. Mein Telefon klingelte. Es war Sebastian.

Ich war einverstanden gewesen, zusammen zur Schule zu fahren. Er hatte darauf bestanden. *Du musst*. Ich hatte es nicht gewollt, wollte es immer noch nicht. Aber ich wollte auch nicht hierbleiben. Wer soll das alles aufessen, dachte ich noch, während ich mir die Schuhe anzog und meine Schlüssel nahm. Sie lagen auf der Kommode im Flur. Wird

Tanja es in Frischhaltefolie einwickeln und in den Kühlschrank legen? Obwohl, Tanja arbeitete nicht an Freitagen. Sie arbeitete nicht, und sie würden die Hausdurchsuchung bei uns durchführen, bevor sie das nächste Mal kam.

»Ich habe keine Zeit«, schrie ich Mama und Papa an. »Lasst uns heute Abend reden.« Aber ich hatte nicht vor, mit ihnen zu reden, niemals mehr. Warum sollten sie plötzlich irgendetwas begreifen? Es war zu spät.

Oberstaatsanwältin Lena Pärsson redet und redet, und ich drehe mich immer noch nicht um und schaue ins Publikum. Ich will nicht riskieren, plötzlich Amandas Mutter zu entdecken oder irgendjemand anderen, der möchte, dass ich bis in alle Ewigkeit bestraft werde, am liebsten mit dem Tod, zumindest aber so lange eingesperrt, dass sie den Schlüssel wegwerfen können. Warum sollten sie sich auch nur im Geringsten für Sanders Überlegungen interessieren, die er zum Tathergang, zur Kausalität, zum Vorsatz und wie die Dinge alle heißen angestellt hat? Nicht einmal ich interessiere mich dafür.

Und die Journalisten, die will ich auch nicht anschauen. Mir ist klar, was sie wollen, sie wollen mich erklären, sagen, dass ich so oder so sei, wie ich aufgewachsen bin, wie meine Eltern sind; mir »ging es schlecht«, ich trank zu viel, rauchte die falschen Zigaretten, ich hörte die falsche Musik, umgab mich mit den falschen Menschen, ich war »kein normales Mädchen«. Bildete mir manche Sachen ein, während ich andere nicht verstand.

Sie wollen nicht wissen, was passierte, sie wollen mich in eine möglichst kleine Schublade stecken. Das macht es leichter, mich abzufertigen. Sie wollen davon überzeugt werden, dass wir nichts miteinander gemeinsam haben. Erst dann können sie nachts gut schlafen. Erst dann können sie

denken, dass das, was mir widerfuhr, niemals, niemals ihnen selbst passieren würde.

Die Staatsanwältin, Oberstaatsanwältin Lena Pärsson (»Du kannst mich Lena nennen«, sagte sie, als sie das erste Mal bei einer meiner Vernehmungen dabeisaß) mit ihren zackigen Ohranhängern (echte Exemplare derselben Steine könnten nur mit bewaffnetem Sicherheitspersonal als Gratisbeigabe verkauft werden), ihrem unregelmäßigen Pony und diesen Augenbrauen, die aussahen, als wären sie mit einem Kugelschreiber aufgemalt worden, redet. Und redet und redet. Langsam beginnt es in meinem Kopf zu summen. Ich wische mir wieder mit der Hand über den Mund. In meinen Achselhöhlen klebt es, ich frage mich, ob man sieht, dass sich dort Ringe gebildet haben. Pärsson hat gerade auf eines der Dokumente geklickt, nervös. Es scheint eine beinahe übermenschliche Anstrengung für sie zu sein, ihre Bewegungen so zu koordinieren, dass diese verdammten Bilder angezeigt werden. Und jetzt lässt sie einen kleinen Punkt über eine Fotografie wandern, um zu zeigen, worauf wir achten sollen.

Sander hat nicht erwähnt, dass jetzt schon Bilder gezeigt werden. Die Staatsanwältin zeigt Bilder, obwohl es nur die Einleitung ist, wie lang kann eine Einleitung sein, hört das etwa niemals auf? Ich muss hier raus. Ich schaue zu Sander, aber er schaut nicht zurück. Jetzt zeigt sie einen Grundriss der Schule. Ein Labyrinth aus Fluren, der Klassenraum, der nächste Notausgang, die Aula. Man sieht dem Grundriss nicht an, wie niedrig die Decken in den Schulfluren sind. Man sieht nicht, wie dunkel es dort drinnen war, selbst an einem sonnigen Morgen Ende Mai.

Sie deutet auf den Grundriss, um die Lage meines Spinds zu zeigen, in dem eine von Sebastians Taschen gefunden wurde. Sie zeigt auf die Türen ganz hinten im Klassenraum, die in den Hof hinausführen. An jenem Tag waren sie abge-

schlossen. Ich nehme an, sie möchte damit erklären, warum die Polizei diesen Weg nicht nutzen konnte (sie waren dafür in den Medien kritisiert worden), obwohl es kaum einen Unterschied gemacht hätte. Es war schon vorbei, bevor die Polizei alarmiert wurde. Sie zeigt auf die Tür zum Flur. Sie war nur geschlossen, nicht abgeschlossen, aber niemand hatte sie geöffnet, bevor es zu spät war. Hätte jemand anderes als die Polizei etwas ausrichten können? Wie? Wer hätte das sein sollen? Sie ersetzt das Bild durch eine Zeichnung des Klassenraums. Ich senke die Augen. Wie lange hat sie jetzt schon geredet? Es kommt mir wie Stunden vor.

Nenn-mich-Lena geht gründlich vor. Ich habe die Ermittlungsakten gelesen, das allermeiste jedenfalls, und sie hat mich auseinandergenommen. Nenn-mich-Lena hat mich aufgeschnitten, mich in Einzelteile geschnitten, meine Eingeweide herausgenommen, am Inhalt meines Darms gerochen. Nenn-mich-Lena hat Pressekonferenzen über mich abgehalten, jede Woche, manchmal mehrere Male an einem Tag, monatelang. Sie hat meine verdammten Unterhosen analysiert.

Die potthässliche Nenn-mich-Lena-Oberstaatsanwältin Lena Pärsson ist sich sicher, dass sie mich kennt. Man hört es an ihrer Stimme. Jedes Wort ist ein verdammtes Kleinod. Sie hebt es auf, eins nach dem anderen, hält es ins Licht. Sie ist so zufrieden. Sie ist davon überzeugt, dass sie alles über mich weiß, wer ich bin und warum. Was ich getan habe. Sie zeigt nicht auf mich, aber nur deshalb, weil das nicht nötig ist. Schaut euch Maja Norberg an, alle zusammen: Die Mörderin, das Monster, dort sitzt sie.

Aber sie alle schauen bereits.

Die eigentliche Anklageschrift, in der steht, was die Staatsanwältin mir vorwirft und für welchen Straftatbestand ich verurteilt werden soll, ist elf Seiten lang und enthält detail-

lierte Beschreibungen. Und dazu gibt es noch Anlagen, mit Informationen zu den Opfern, wer sie waren, was mit ihnen passierte und was ich getan habe, wen ich erschossen habe und wen Sebastian erschossen hat, und dazu, dass alles nur mein Fehler war. Es gibt Fotografien, Gutachten. Verhöre mit Leuten, die behaupten, dass sie mich kennen, dass sie etwas wussten, dass sie es erklären können. Oberstaatsanwältin Lena Pärsson hat eine fertige Geschichte. Sie ist von vorne bis hinten schlüssig, und alle glauben, dass sie wahr ist, obwohl sie sie noch gar nicht gehört haben.

Ich frage mich, was Mama meint, wenn sie sagt, dass alles gut wird.

Erste Verhandlungswoche, Montag

5.

Sie kommt tatsächlich zum Ende, Oberstaatsanwältin Lena Pärsson. Dann sprechen die Anwälte der Nebenkläger. Sie fordern Schadensersatz von mir, aber es ist nicht besonders viel Geld. Nur einer der Anwälte spricht mehr als zwei Minuten. Und als sie ebenfalls fertig sind, fragt Sander endlich, ob wir eine Pause machen können. Der Vorsitzende Richter sieht beinahe noch erleichterter aus, als ich mich fühle. Wir gehen hinaus. Ich in der Mitte, eingerahmt von Ferdinand und Pfannkuchen. Sander geht voran.

Als wir den Raum erreichen, den sie uns zugewiesen haben, gehen wir hinein und schließen die Tür hinter uns. Draußen klebt ein Zettel, *die Angeklagte*, steht darauf.

»Möchtest du etwas?«, fragt Ferdinand. Ich antworte nicht, warte auf die Fortsetzung. »Einen Kaffee vielleicht?«

Ich schüttele den Kopf. *Weiße Lilien in meiner Loge*, denke ich. Wenn ich es laut sagte, würde Ferdinand ohnmächtig werden, einzig und allein, weil sie keinen Humor hat und glaubt, ich wäre der Typ, der weiße Lilien mag. Aber ich sage nichts.

Während der ganzen Pause bleibt Sander stehen. Er sagt auch nichts. Dieser Raum hat Zugang zu einer eigenen Toilette. Ich glaube, dass wir uns deswegen hier aufhalten dürfen, obwohl er eigentlich für etwas anderes vorgesehen ist:

So müssen wir nicht zusammen mit den anderen auf die Toilette gehen. Beziehungsweise, die anderen müssen nicht auf dieselbe Toilette gehen wie ich. Wir benutzen sie nacheinander. Als ich dran bin, ist der Sitz warm.

Es ist mucksmäuschenstill. Niemand trinkt Kaffee. Ferdinand holt eine Wasserflasche aus ihrer Tasche und nippt daran. Der Prozess läuft bereits seit über zwei Stunden. Die Zusammenfassung der Staatsanwältin hat eine Stunde und siebenundvierzig Minuten gedauert.

Nach exakt zwölf Minuten gehen wir zurück. Pfannkuchen schlägt die Tür so hart hinter sich zu, dass der Zettel abfällt. Ferdinand klebt ihn wieder fest. Ich habe vergessen, dass ich mich eigentlich umziehen wollte.

Nachdem wir uns wieder gesetzt haben, höre ich, wie Papa sich räuspert, gerade als Sander das Wort ergreifen will. Ich muss mich zusammenreißen, um mich nicht umzudrehen und ihn anzusehen. Stattdessen konzentriere ich mich auf Sander. Wir sitzen direkt nebeneinander, außerdem hat er mir einen Notizblock und einen Stift gegeben und gesagt, dass ich alles aufschreiben soll, was mir seltsam vorkommt oder wozu ich ihn noch etwas fragen möchte.

»Es ist wichtig«, hat er gesagt, ich weiß nicht mehr wie oft, »dass du es richtig findest.«

Ich mag Sander. Aber ich verstehe nicht immer, was er meint. Oder, besser gesagt, ich verstehe den Inhalt, die Aussage an sich, aber nicht die Idee, die dahintersteckt.

Dass ich es richtig finde. Dass ich damit zufrieden bin, vielleicht? Ich hatte ihn danach gefragt, aber darauf hätte ich genauso gut scheißen können, denn ich bekam nur irgendein unbegreifliches Geschwätz darüber zu hören, dass er »mein Wort führe«, und dass ich, wenn er Dinge sagte, die »nicht mit meiner Sicht auf den Handlungsverlauf übereinstimmten«, ihn »darauf hinweisen« müsse.

Nach einer Weile hatte er, glaube ich, gemerkt, wie idiotisch er klang, denn er hörte einfach auf zu reden. Stattdessen schaute er mich eine Weile an, bevor er sagte: »Wenn ich etwas sage, was dich zornig, ängstlich, sauer oder so etwas macht, dann musst du mir das sagen. Aber du kannst es nicht sofort tun, weil es dann auch die Staatsanwältin und die Richter hören. Schreib es einfach auf, dann reden wir später darüber.«

Es gibt auch andere Dinge, deren Sinn ich nicht verstehe. Themen, die er während der Verhandlung ansprechen (»aufnehmen«) will. Mich stört, dass er offensichtlich über mich diskutiert, wenn ich nicht dabei bin, dass er zusammen mit Ferdinand und Pfannkuchen und allen anderen Kollegen, die ich kaum auseinanderhalten kann, weil sie alle gleich aussehen, eine »taktische Marschroute festlegt«. Sie sitzen an einem langen Tisch in ihrer Anwaltskanzlei und diskutieren »Strategien«. Bei dieser Gelegenheit stochern sie wohl auch in ihren Kartons mit China-Essen, nehme ich an.

»Maja Norberg räumt ein, dass Teile der Tatbeschreibung zutreffen, aber sie bestreitet, ein Verbrechen begangen zu haben«, sagt Sander, und ich frage mich, ob jemand jetzt tatsächlich glaubt, dass ich unschuldig bin, ob sich jemand davon überzeugen lässt, dass ich keinen Fehler gemacht habe, und ich frage mich, was ich auf meinen Notizblock schreiben soll, um Sander dazu zu bringen, es gut genug zu erklären.

Sander sagt, dass ich mich auf ihn verlassen soll. Dass er »ganz offen« zu mir ist. Was habe ich für eine Wahl? Ich weiß ja selber nicht, was richtig ist.

Sander hat einen Satz verschiedener Blicke, sie sind unterschiedlich für unterschiedliche Personen. Er hat diesen konzentrierten, aber gelangweilten Blick, wenn er jemanden, der spricht, direkt anschaut und ihm dabei anzusehen ist, dass ihn nichts mehr überraschen kann, dass ihm nie-

mand etwas erzählen kann, was er sich nicht schon ausgerechnet hat. Diesen Blick hat er den Polizisten geschenkt, als sie mich verhörten, und ich stelle mir vor, dass er auch die Journalisten so betrachtet, wenn sie ihm Fragen stellen, die er gar nicht beantworten darf (»Schweigepflicht«). In diesem Augenblick betrachtet er den Richter und die Staatsanwältin auf exakt dieselbe Weise: höflich gelangweilt.

Der Blick, den er Pfannkuchen schenkt, ist schlimmer. Wenn Pfannkuchen Sachen sagt wie: »Wenn man ein Omelett backen will, muss man Eier zerschlagen«, oder »auch eine kaputte Uhr geht zweimal am Tag richtig«, wird Sander auf die Glaubst-du-etwa-du-bist-lustig-Art sauer. Und dann möchte man nichts lieber, als dass er aufhört zu starren, denn es ist sehr viel angenehmer, wenn er fertig geschnalzt hat und zu reden beginnt.

Der Blick, der sagt, dass Sander schrecklich enttäuscht ist, dass er sich mehr erwartet hat, aber dass er es tapfer erträgt, weil er keine andere Wahl hat, den schenkt er den allermeisten, zumindest hin und wieder. Manchmal bekommt Ferdinand auch das genaue Gegenteil geschenkt, den Beinahezufrieden-Blick. Aber der ist fast genauso beleidigend, weil er keinen Hehl daraus macht, wie überrascht er ist, dass sie nicht komplett dämlich ist. Was Sander nicht bemerkt, ist der Blick, mit dem Ferdinand ihn betrachtet. Aber vielleicht ist es ihm auch egal.

Mir gefällt, wie Peder Sander mich anschaut. Er ist nicht darauf aus, dass ich über seine Scherze lache oder ihn frage, was er gerade macht oder wie er über eine bestimmte Sache denkt. Sander käme nie auf die Idee, klammheimlich auf meine Brüste zu starren. Er interessiert sich für das, was ich sage, und er wird seinen Job machen. Punkt. Aus. Ende.

Ich muss keine Angst davor haben, dass ihn das, was ich ihm erzähle, belasten könnte. Ich muss mir keine Sorgen

machen, dass er möglicherweise beleidigt ist oder wie er sich meinetwegen fühlt. Er schaut mich an, als wäre ich eine Erwachsene oder als hätte ich es zumindest verdient, wie eine behandelt zu werden. Ich nehme an, es ist Sanders Klientenblick. Und dass er einer der Gründe dafür ist, dass er so prominent ist.

Ich bin »zufrieden« mit Sander.

Wenn ich ihn fragte, würde Papa sagen, dass er ihn verpflichtet hat, weil er »als der Beste gilt«. Ob Sander teuer ist? Wahrscheinlich teurer, als ich mir vorstellen kann, aber darüber würde Papa niemals sprechen. Denn »das tut man nicht«, und er würde niemals gegen eine der Regeln verstoßen, die besagen, was man tut und was man nicht tut.

Es ist nicht einfach so, dass Mama das alte Geld hat und Papa neureich ist. Beide sind nicht auf die Weise fein, die sie selbst als fein bezeichnen würden. Allerdings ist Mama tatsächlich mit Geld aufgewachsen. Mit sehr viel Geld, das ihr Vater verdient hat, weil er ein Instrument erfunden hat, das bei Knieoperationen verwendet wird. Er hat ein Patent darauf eingereicht, als er noch Medizinstudent war, bevor die Gesundheitsindustrie überhaupt bemerkt hatte, dass Großvaters Gerät nicht nur neu war, sondern tatsächlich auch anwendbar. Innerhalb von wenigen Jahren wurde es »unentbehrlich« (Mamas Wort). »Alle« benutzten es, »in der ganzen Welt« (immer noch Mamas Worte). Großvater ist mit diesem Gerät »stinkreich« geworden. (Unter gar keinen Umständen Mamas Wort. Großvater benutzt es dagegen, sooft er kann.)

Großvater hat dasselbe Verhältnis zu seinem Geld wie zum Wetter. Es ist da, er benutzt es, es scheint niemals zur Neige zu gehen, egal wie viel er ausgibt, was für ein Glück, man sollte es ausnutzen. Vielleicht liegt es an Großvaters lockerer Einstellung, dass Mama so ein verklemmtes Verhältnis

zum Geld entwickelt hat. Mit verklemmt meine ich, dass es für sie am allerwichtigsten ist, dass alle sie für reicher halten, als sie wirklich ist. Und das versucht sie damit zu erreichen, dass sie so tut, als wäre Geld die unwichtigste Sache auf der ganzen Welt.

Über die Antiquitäten, die bei uns zu Hause herumstehen, behauptet sie, es wären »Familienstücke«. Die Uhr in der Küche zum Beispiel, sie weiß nicht einmal, ob sie schön ist oder von grotesker Hässlichkeit, also lacht sie durch die Nase, wenn jemand sie darauf anspricht oder auch nur einen kurzen Blick darauf wirft, und sagt nur »Familie« und rollt mit den Augen, als wäre die Uhr ein altes Erbstück, mit dem sie nun einmal leben muss, damit sich ihr seliger Ahne nicht im Grabe umdreht.

Sämtliche Möbel in unserem Haus stammen aus unterschiedlichen Nachlässen, die Großvater bei Bukowskis ersteigert hat. Als er sie satthatte, hat er sie bei uns abgeladen, aber das erzählt Mama nie. Nicht, dass sich irgendjemand von ihr an der Nase herumführen lässt, kein Mensch hat jemals geglaubt, dass Mama der Mensch ist, der sie vorgibt zu sein. Aber sie spielt weiter, und die Leute sind meistens höflich und lassen sie machen.

Papas Geld ist kaum eine Viertelstunde alt. Und er hat nicht genug davon, um diesen Tatbestand zu kompensieren. Aber er hat sein letztes Schuljahr vor dem Abitur auf einem Internat verbracht, während seine anständigen, superlangweiligen Mittelklasseeltern in einem Entwicklungshilfeprojekt ein nordafrikanisches Land bewässerten. Und dort, auf dem Internat, glaubt er gelernt zu haben, was man braucht, um dazuzugehören, was man tun muss, damit die feinen Leute glauben, dass man einer von ihnen ist. Er irrt sich natürlich.

Papa muss jetzt Angst haben. Davor, dass man durch-

schaut, wer er wirklich ist. In den Zeitungen nennt man ihn den »Finanzmakler«. Das beeindruckt die Leute vielleicht, was weiß ich? Aber alle Leute, die zählen, wissen natürlich, dass »Makler« etwas ist, was man höchstens bis fünfunddreißig macht, danach beginnt man, mit seinem eigenen Geld zu arbeiten, ansonsten ist man genauso peinlich wie eine Aushilfskellnerin mit Hängetitten und Krampfadern. »Ich arbeite im Beratungsgeschäft«, habe ich ihn einmal sagen hören. Mit einem schiefen Lächeln, das sagen sollte, dass es viel zu kompliziert ist, um es näher zu erklären. Auf seiner Visitenkarte steht Fondsverwaltung. Das bedeutet nicht Finanzmakler, aber beinahe.

Man hat mir immer wieder gesagt, dass ich nach meinem Vater komme. Wenn ich sauer werde, höre ich es von meiner Mutter, wenn ich gute Noten schreibe, von meinem Vater. Aber alles in diesem Gerichtssaal deutet darauf hin, dass Papa sich schließlich damit wird abfinden müssen, »Mörder-Majas Vater – der Finanzmakler« zu sein. Herzlichen Glückwunsch.

Ich frage mich, wovor Mama am meisten Angst hat. Vor dem, was mit mir passieren wird, oder vor dem, was ihr bereits passiert ist. Ist mir eigentlich scheißegal, aber ich möchte nicht, dass Lina Angst hat. Sich vorzustellen, wie viel Angst Lina haben muss, ist fast genauso bedrückend, wie an den Klassenraum zu denken.

Wenn ich schlecht einschlafen konnte, habe ich Lina immer in mein Bett getragen. Wenn sie neben mir lag, fühlte ich mich fast immer ein bisschen besser, sogar in den allerletzten Wochen. Ihr Haar kräuselte sich im Nacken vom Nachtschweiß, und sie roch immer gut, sogar wenn ihre Haare schmutzig waren. Ich tat so, als hätte sie einen Albtraum gehabt und wäre zu mir gekommen. Manchmal sagte ich es auch zu ihr. »Du hast etwas Schlimmes geträumt, er-

innerst du dich, was es war?« Dann schaute sie mich an, zuerst ein bisschen verwirrt, und erzählte mir den Albtraum. Er war oft sehr detailliert und unglaublich traurig und unzusammenhängend, über Mama und unser Haus und ein neues Spielzeug und Rosetten und vielleicht einen Hund oder zwei. Mehr als alles andere auf der Welt wollte Lina einen Hund. Ich hoffe, dass Mama und Papa ihr einen gekauft haben und dass sie ihn in ihrem Bett schlafen lassen. Aber am meisten hoffe ich, dass sie in meinem Bett schläft, dass sie sich hineinlegt und sich dort ein bisschen besser fühlt als vorher.

Ich versuche mir einzureden, dass Lina nicht versteht, was passiert. Dass sie nicht hier sein muss, dass sie nichts mitbekommt. Aber das funktioniert nicht so gut. Denn ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand, der keine Ahnung hat, was gerade passiert, weniger Angst haben sollte. Ich weiß, wie es ist. Es ist genau anders herum.

»Maja weist jeden der Vorwürfe zurück, die gegen sie erhoben werden. Sie war nicht in einer Weise an den Vorgängen beteiligt, die eine strafrechtliche Verantwortung mit sich bringt. Maja hatte keine Kenntnis von Sebastian Fagermans Plänen, ebenso wenig kann behauptet werden, dass sie sich der Anstiftung schuldig gemacht hätte oder einer Fahrlässigkeit, die strafrechtliche Verantwortung nach sich zieht. Sie handelte ohne jeglichen Vorsatz, inklusive bedingtem Vorsatz. Maja gibt zu, dass sie die Waffe abgefeuert hat, die in der Tatbeschreibung aufgeführt ist, an dem Ort, der dort angegeben ist, aber sie hat dabei in Notwehr gehandelt. Und aus diesen Gründen kann sie in den entsprechenden Anklagepunkten auch nicht schuldig gesprochen werden.«

Fahrlässigkeit, Anstiftung, bedingter Vorsatz … die Worte klappern in meinem Kopf, und mir ist angst und bange, wenn

Sander auf diese Weise spricht, den es klingt wie faule Ausreden, dass wir juristische Begriffe und seltsame Ausdrücke verwenden, damit wir nicht die Wahrheit und nichts als die Wahrheit erzählen müssen.

Ich will erzählen. Es ist mir scheißegal, welche Folgen das hat. Das Schlimmste ist bereits passiert. Ich frage mich, ob Sander genauso lange reden möchte wie die Staatsanwältin. Ich glaube nicht. Er scheint so gut wie fertig zu sein, und es sind erst elf Minuten vergangen. Ich weiß nicht, ob das gut ist oder schlecht, aber ich habe irgendwie Angst davor. Könnten die Leute nicht glauben, dass er nichts zu sagen hat, wenn er sich so kurz fasst? Ich lasse die Hand über meinen Block gleiten, drücke den Kugelschreiber auf das Papier. Aber ich schreibe nichts. Drei Minuten später ist Sander fertig.

In Wirklichkeit vergingen, nachdem ich die Tür zu unserem Klassenraum geschlossen hatte, nicht einmal drei Minuten, bis der letzte Schuss fiel. Die Polizei stürmte den Klassenraum neunzehn Minuten, nachdem alles begonnen hatte.

Wie viele kamen wohl zur Tür herein, nachdem sie sie geöffnet hatten? Rettungspersonal, Polizisten, jede Menge Polizisten. Mit Stiefeln, Visieren, schweren Waffen. Einer von ihnen trampelte mir auf den Arm, ein anderer trat mir gegen die Hand. Einer zog mich vom Boden hoch, riss mir das Gewehr aus der Hand. Es war laut. Es kamen schrecklich viele Menschen. Schrien sie? Ich glaube, ja. Aber ich kann mich nicht erinnern, ob ich selbst etwas sagte. Bevor sie mich anfassten, zogen sie Sebastian fort. Sie ließen die Waffen eine Sekunde länger als ihn selbst bei mir liegen. Ich frage mich immer noch, warum.

Sie legten mich auf eine Trage. Jemand wickelte mich in eine Decke. Ich weiß nicht, ob ich die Erste war, die sie hinaustrugen. Ich glaube nicht.

Eine Minute, vielleicht anderthalb. So lange dauerte die Schießerei. Es steht in den Ermittlungsakten, ich brauche mich nicht daran zu erinnern. Trotzdem verwirren mich diese Rechenübungen. Manchmal, wenn ich zurückdenke, kommt es mir vor, als wäre es nach zehn Sekunden vorbei gewesen, manchmal glaube ich, ich wäre jahrelang in diesem Raum gewesen. Wie in Narnia, wo man landete, wenn man die falsche Kleiderschranktür öffnete, und wenn man nach einem jahrelangen Krieg gegen die weiße Hexe zurückkam, war nicht einmal eine Minute vergangen.

Neunzehn Minuten vom Schließen der Klassenraumtür, bis sie wieder geöffnet wurde. Klar, das kann durchaus stimmen. Mehr als genug Zeit, um das ganze Geschehen darin unterzubringen. Aber es kommt natürlich darauf an, was man als den Beginn des Geschehens betrachtet. Nicht den Beginn der eigentlichen Schießerei also, sondern der ganzen Geschichte. Die Polizei und die Staatsanwältin sagen, dass wir es geplant hätten, Sebastian und ich, dass es sich langsam herauskristallisierte, unsere Isolation, unser Zorn, aber auch, dass das Fest am vorhergehenden Abend der Auslöser war, der entscheidende Streit. Diejenigen, die außerhalb dieses Gerichtssaals stehen und mit Pflastersteinen werfen, weil sie mich hassen und alles, was ich für sie symbolisiere, würden wahrscheinlich sagen, dass es mit dem Kapitalismus angefangen habe oder mit der Monarchie oder mit der bürgerlichen Regierungskoalition oder mit der Christianisierung oder mit irgendeinem anderen absurden Ereignis, das sie selber nicht schlüssig erklären können.

Ich aber weiß es. Ich weiß, dass alles mit Sebastian begann und alles mit ihm aufhörte.

Eine meiner frühesten Erinnerungen, nicht nur an Sebastian, sondern überhaupt, ist, dass ich ihn in einem Baum sitzen

sah. Mama und ich gingen auf dem Weg vom Kindergarten nach Hause an Fagermans Grundstück vorbei. Er war erst fünf Jahre alt, aber alle waren in ihn verliebt. Er hatte halblanges, welliges Haar, das sich in der Stirn kräuselte. Er stellte ernste, unwiderstehliche Fragen, war unkonzentriert, lief aber immer auf tausend Prozent. Er war derjenige, mit dem alle Jungen spielen wollten und über den alle Mädchen tuschelten. Sogar unsere Erzieherinnen beobachteten neidisch, wer ihm dieses Mal seine Jacke zuknöpfen, sein Halstuch umbinden und die richtigen Matschhosen aus dem Trockenschrank heraussuchen durfte, wenn es an der Zeit war, in den Garten zu gehen. Und Sebastian wählte sich jeden Tag seine Lieblingserzieherin aus. *Anneli soll mir helfen. Laylah soll mir die Strümpfe ausziehen.*

Sebastian rief von seinem Platz oben auf dem Baum meinen Namen. Es war so wichtig, so entscheidend, dass ich mich am deutlichsten daran erinnere, dass ich nicht einmal in der Lage gewesen war, ihm zu antworten. Mama hatte bestimmt etwas gesagt, über das Grundstück, das Haus, wessen Sohn er war. (Flüsterte mir aufgeregt zu: *Ist das nicht dieser Sebastian Fagerman? Seid ihr nicht in derselben Kindergartengruppe?* Als ob sie es nicht schon längst wusste, den vollen Durchblick hatte.) Aber ich erinnere mich nur daran, dass mein Körper prickelte, weil seine Stimme meinen Namen gerufen hatte.

»Maja.« Eher eine Feststellung als ein Gruß. Ich antwortete nicht. Das tat bestimmt Mama. »Hallo, Sebastian«, sagte sie wahrscheinlich. »Fall nicht runter«, fügte sie vielleicht hinzu, oder irgendetwas anderes in dem Stil, während ich meine Hand aus ihrer riss. Ich wollte nicht, dass sie sich einmischte. Sie hatte nichts damit zu tun, das hier durfte sie nicht zerstören.

Nur eine Woche später küssten wir uns, als wir in der

Kuschelecke spielten. Manchmal denke ich, dass wir nie gespielt haben, nicht einmal im Kindergarten, sondern immer nur geknutscht. Mit den Jungs hat er das gemacht, was Jungs tun, sie haben Bälle gekickt und einander getreten, vielleicht auch Sachen gebaut, Türme aus Bauklötzen, die sie wieder umwarfen. Aber mit mir war es immer körperlich, er fasste mich an, streichelte, roch an meinem Haar, fühlte die Innenseite meines Arms, zog eine Decke über uns und lag dicht bei mir und atmete meinen Atem ein, bis mir ganz schwindelig von der Wärme und dem Sauerstoffmangel wurde. Schon im Kindergarten fiel es ihm schwer, normale Spiele mit den Mädchen zu spielen. Der fünfjährige Sebastian fasste mich an. Es dauerte vielleicht eine Woche oder zwei, dann durfte ich dreizehn Jahre warten, bis er mich wiederentdeckte.

Habe ich das in all den Jahren vermisst, als er mit anderen spielte, eine Klasse über mir war und nur ich ihn bemerkte, aber er mich nicht? Ja, ich tat es.

»Du kannst nicht bestimmen, was sie über Sebastian denken«, hat Sander mir gesagt, ich weiß nicht mehr wie oft. »Du sollst dir keine Gedanken darüber machen, wie sich die Leute an ihn erinnern. Wir müssen uns auf dich konzentrieren. Wir müssen sicherstellen, dass es bei diesem Prozess nur um das geht, wofür du verantwortlich gemacht werden kannst. Um das und nichts anderes.«

Das, wofür ich verantwortlich gemacht werden kann. Als hätte das nichts mit dem zu tun, was Sebastian getan hat. Als könnte man das eine von dem anderen unterscheiden, herausstanzen, abschneiden, entfernen. Die Staatsanwältin findet das jedenfalls nicht. Nenn-mich-Lena findet, dass alles zusammengehört. Vielleicht sollte ich auf meinem Block notieren, dass ich meine, sie hat recht?